universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ludwig Steub, Adolf Pichler und der Tiroler Sängerkrieg

Wackernell, Joseph E.

Innsbruck, 1916

Textblock

urn:nbn:at:at-ubi:2-8392

I.

Der hundertste Geburtstag hat auch Ludwig Steub zu einer ausführlichen Biographie verholfen. Herr Bibliothekar Dr. Alois Dreyer in München schrieb 1912 eine größere Abhandlung „Ludwig Steub und Tirol“ in die Ferdinandeums-Zeitschrift (dritte Folge, 56. Heft, 71—114) und ließ jetzt dieselbe in erweiterter Gestalt, worin er auch die außertirolischen Schriften und Beziehungen Steubs näher in Betracht zieht, unter dem Titel „Ludwig Steub“ als erstes Heft des 60. Bandes des oberbayerischen Archivs 1915 (154 S.) in die Welt gehen.

Steub hat seinem Biographen gut vorgearbeitet, indem er nicht lange vor seinem Tode einen Lebensabriß veröffentlichte, Briefe und Zuschriften fleißig aufbewahrte, eigene Druckarbeiten, gelegentlich auch Rezensionen beilegte und in seine Werke allerlei Lebensgeschichtliches einstreute. Ein solches Material birgt aber eine doppelte Gefahr für den Biographen in sich. Einerseits verlockt es, der Darstellung der freundschaftlichen Beziehungen allzugroßen Umfang einzuräumen, und Dreyer ist dieser Gefahr nicht entronnen: sehen wir von der kleinen „Einleitung“ und dem noch kleineren „Schluß“ seines Buches ab, so handelt beinahe die Hälfte aller Kapitel darüber. Andererseits verleitet es leicht zu Schönfärberei. Manchen Briefen merkt man es gar zu deutlich an, daß sie um das Wohlwollen des „Konsulenten“ der zu ihrer Zeit weitverbreiteten Augsburger Allgemeinen Zeitung werben, andere bedanken sich für Freiexemplare und senden als Gegengabe die kräftigsten Lobsprüche über das neueste literarische Erzeugnis des „edlen Donators.“ Wenn nun ein Biograph wie Dreyer die Briefe sehr stark benützt und fertige Urteile daraus entlehnt,

kommt ein panegyrischer Ton in die Darstellung, der denn auch diese ganze Lebensbeschreibung durchzieht. Leider hat er sie auch sonst nicht mit der nötigen Tiefe, Kenntnis und Genauigkeit geschrieben; am merkwürdigsten jedoch ist das Schwanken im eigenen Urteil, wie es innerhalb derselben Schrift, mehr noch zwischen der ersten und zweiten[1]) hervortritt.

Am bekanntesten wurde Steub durch seine Reiseschilderungen, die sich zum größeren Teil auf Tirol beziehen; es ziemt sich deshalb, damit zu beginnen. F. 73 schreibt Dreyer darüber: Steub „förderte (Tirols) touristische Erschließung und ethnographische Erforschung im Wetteifer mit den besten einheimischen Kräften erheblich“ Dem Lob wird jeder Wohlmeinende gern beipflichten. Allein F. 113 liest man es wesentlich anders: „Für die touristische Erschließung dieses Landes hat seine rastlose Feder in jenen Tagen ebensoviel gewirkt als alle Reisehandbücher und Fremdenverkehrsvereine der Gegenwart zusammen.“ Man staunt über die Unbesonnenheit solcher Rederei und vergegenwärtigt sich die vielen neueren Reisehandbücher, die alle gleichzeitig wirken, denkt an die zahlreichen Auflagen derselben und zwar Auflagen in einer Größe, wie sie zur Zeit Steubs überhaupt nicht hergestellt wurden, ferner an deren Übersetzungen in fremde Sprachen; dazu kommt erst die planmäßige Tätigkeit der Fremdenverkehrsvereine, die sich über alle Kulturländer erstreckt und die meisten großen Zeitungen zur Verfügung hat! Aber B. 2 schnellt Dreyer das Lob noch einmal empor, indem er für Steub „den Ehrennamen eines ‚Pfadfinders von Tirol‘“ in Anspruch nimmt. Wer einen Beweis dafür erwartet, wird getäuscht. Tatsächlich wanderte Steub laut eigener Mitteilung mit Beda Webers Reisehandbuch in der Tasche und betrat keinen Pfad, welcher nicht von anderen begangen und meist schon beschrieben worden war. Statt eines Beweises setzt Dreyer Steub in kühnen Vergleich mit Haller und Rousseau, welche „die Augen von ganz Europa auf die bis dahin von den Reisenden fast ängstlich gemiedene Schweiz lenkten.“ — Wer hat Lust zu glauben, Tirol sei anno 1846 noch ein „fast ängstlich gemiedenes“ Land gewesen? Seit Beginn des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Schriften über die Schönheit Tirols; Kotzebue erhob sie über die der Schweiz. Auch Engländer und Franzosen schrieben darüber. Doch sehen wir davon ab. Um solche Wirkungen erzielen zu können, müßten Steubs Schriften naturgemäß außerordentlich viel gelesen worden sein und

---

[1]) Der Kürze halber bezeichne ich weiterhin die erste mit F (erdinandeum), die zweite mit B (uch).

eine europäische Verbreitung gefunden haben. Dreyer merkt gar nicht, wie er mit den übertriebenen Lobeserhebungen in Widerspruch gerät mit anderen Stellen seiner Biographie, wo er Klage führt, weil Steubs „Drei Sommer in Tirol", dessen „volkstümlichstes Werk", ein volles Vierteljahrhundert auf eine Neuauflage warten mußten, und B. 92 schreibt er geradezu: „Die Erfolge von Steubs literarischem Schaffen blieben weit (so!) hinter seinen keineswegs hochgespannten Erwartungen zurück;" noch trauriger nimmt sich die Stelle B. 1 aus: „Zeitgenossen und Freunde Steubs (Scheffel, Dahn u. a.) wurden bald die erklärten Lieblinge der deutschen Lesewelt; an seinen Schilderein und Novellen labte sich nur ein kleiner (so!) Kreis literarischer Feinschmecker. Eine schwachmütigere Natur hätte angesichts dieser unverdienten Teilnahmslosigkeit (so!) des deutschen Volkes längst grollend die Feder niedergelegt; er aber blieb der literarischen Laufbahn bis zum Ende seines Lebens getreu." — Mit der „Teilnahmslosigkeit" und dem „kleinen Kreis" hat es beinahe seine Richtigkeit (etwas Übertreibung liegt auch hier vor und zwar in pejus); die „Augen von ganz Europa" dagegen sind nur eine Einbildung Dreyers.

Durch den Hinweis auf die heutigen Reisehandbücher hat Dreyer noch ein anderes Übel angerichtet: er stellt nämlich den Leser auf den ungünstigsten Standpunkt für die Beurteilung von Steubs Schilderungen, indem er die Frage nach ihrem praktischen Wert für die Gegenwart naherückt. Die heutigen Touristen sind zumeist Höhenwanderer: Bergspitzen, Felsenkare und Gletscherfelder sind alljährlich das Ziel der Sehnsucht für Tausende. Da läßt nun Steub völlig im Stich. Um seine Art deutlich zu machen, wählen wir ein bestimmtes Beispiel aus den „Drei Sommern", die so ziemlich übereinstimmend als sein bestes Werk gehalten werden, und zwar wählen wir die Schilderung des Paznauntales. Er wandert von Montavon über die Bieler Höhe nach Galtür-Ischgl-See, kommt also zur großartigen Gletscherwelt der Silvretta, hütet sich indes, in dieselbe einzusteigen, sondern strebt vom Jochübergang sofort zu Tal. Nur aus der Ferne schaut er „die breiten Berghänge, die weiten Almen, die langen Wälder, die schrecklichen Schrofen, die ungeheuren Schneefelder und die meilenlangen Ferner." Ihm regt sich kein Verlangen, von Galtür wenigstens ins Jamtal abzuschwenken, wo er nach ein paar Stunden mühelosen Weges mit geringer Steigung bei den verschiedensten Gletscherformen gestanden wäre, wenn er schon die Mühe gescheut, vom Vermunttal über den ungefährlichen Gletscher ins Jamtal hinüberzusteigen. Den Piz Buin erklärt er für die höchste Spitze, des gewaltigen Fluchthorns tut er gar keine Erwähnung. Hingegen enthält die Schilderung

des Haupttales manchen Zug feiner und künstlerischer Naturbeobachtung. Von den Nebentälern des Paznaun nimmt er meist keine Notiz; dafür bietet er Auszüge aus Zangerle's Chronik von Ischgl, ungeachtet dieselbe bereits in der Ferdinandeums-Zeitschrift gedruckt war, erzählt zwei Erlebnisse, zieht ein paar Sagen an und zerpflückt eine Legende: alles gemütlich und unterhältlich. Doch wird sich der heutige Tourist dadurch schwerlich entschädigt fühlen für das Notwendige, das ihm fehlt und das er aus einem andern Reisehandbuch holen muß. Noch bitterer wird seine Lage freilich, wenn ihn am Schlusse einer solchen Schilderung die lakonische Anmerkung überrascht: „Seitdem (Steub diese Gegend bereist) hat sich viel, beinahe alles verändert“ (Drei Sommer II, 120).

Diese Haltung ist für Steub typisch. Das lassen auch zwei Stellen in Dreyers Biographie erkennen: nach B. 22 war der bekannte Übergang über das Niederjoch vom Ötztal in das Schnalsertal „Steubs einzige Gletschertour in seiner ganzen alpinen Laufbahn, und sein Jubel über diese ‚Heldentat‘ ist daher wohl begreiflich.“ Die andere Stelle B. 66 handelt von Steubs Wanderungen in Bayern: „Selbst da vermeidet er fast ängstlich Hochlandsfahrten im modernen Sinn, und der höchste Berg, den er auf seinen Talwanderungen erklimmt, ist — der Peißenberg.“ Neben diesen beiden Zitaten höre man noch, welchen Eindruck die vielbewunderten Dolomiten auf Steub gemacht haben: nachdem er vier Stunden auf der Fahrstraße durch das Höllental zwischen den Dolomiten gegen Ampezzo gewandert ist, meint er: „Im Anfang überraschen sie, nachher werden sie uns gleichgiltig, zuletzt langweilig;“ ja ihre stumme Gesellschaft wurde ihm „fast zuwider“ (Drei Sommer II, 83). So konnte er natürlich keine Pfade finden (vgl. auch unten S. 11 f.).

Nichtsdestoweniger singt Dreyer F. 114 mit Berufung auf Hans Nägele das Lob noch um eine Oktave höher: Was Steub über Tirol und Vorarlberg geschrieben, „ist bis heute unübertroffen, es ist schlechthin unübertrefflich.“ Die beiden Herren kennen also nicht nur alle Reiseschriften der Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch die der Zukunft. Nun, höher geht es wenigstens nicht mehr! — Laut B. 154 wird Steub „als der Klassiker der Alpenschilderung“ fortleben. Hätte Dreyer gesagt: als *einer* der Alpenklassiker, so ließe sich das hören; aber „*der*“ — nein! Da wird er schon gestatten müssen, daß wir Pichler, Noë u. a. bescheidenlich Steub an die Seite stellen. Es kann nur heilsam sein, eine kleine Umschau zu halten, welche Einschätzung Pichler und Steub sich in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts bereits errungen haben. Dabei fallen nicht nur

die Schilderungen, sondern die gesamten literarischen Leistungen, also auch Drama und Lyrik, welche Dreyer selbst bei Steub nicht hoch bewertet, sowie die erzählenden Werke in die Wagschale. Wir fragen bei den bekanntesten Literarhistorikern verschiedener Richtung an. Pichler hat einen großen Vorsprung. Sehr günstig urteilt H. Kurz über Steub, aber nicht weniger günstig über Pichler, dem weit mehr Raum und eine Abbildung gewidmet wird. Richard M. Meyer gönnt Steub nur flüchtige Erwähnung, er hat mehr Wärme für Noë, noch mehr für Pichler, welcher mit seinem Einfluß auf die zeitgenössische Literatur Tirols, die er vor allen anderen wieder mit Deutschland verknüpft habe, dargestellt wird, so daß selbst Gilm teilweise in Pichler'scher Beleuchtung erscheint. Meyers Widerpart Eduard Engel urteilt: „Steub war lange der beste Schilderer tirolischer und bayerischer Landschaft und Menschheit, übrigens auch einer der unterhaltendsten Reisebeschreiber." Er war! Bei seinem eigentlichen Nachfolger H. Noë hebt er hervor, daß er zwei Werke von „bleibendem Wert" geschaffen. Für Pichler hat er außerordentliche Wertschätzung; er kommt an verschiedenen Stellen der beiden Bände vor und ist ihm „der eigentliche Sänger Tirols," „als Lyriker, als Verserzähler, als Spruchdichter stand er auf hoher Stufe des Wollens und Vollbringens." „Adolf Pichler gehört zu den vielen bescheidenen Dichtern, deren Tag sicher noch kommen wird, wann die unbescheidenen längst vergessen sind." — Franz Prosch registriert Steub in erster Linie unter der Schar der modernen Reiseschriftsteller und nennt dessen humoristische Tiroler Novellen ohne ein weiteres Wort des Lobes oder Tadels; Pichler heimst als selbständige wissenschaftliche und literarische Persönlichkeit ein volles Lob für seine Hymnen und Schilderungen ein. Gottschall charakterisiert Steub schnöde genug als „nicht ungeschickt", während er über Pichler mit Wärme spricht. Bei Max Koch erscheint Pichler als „charaktervoller Erzähler und Liederdichter", Steub als humoristischer Reiseschriftsteller, der mit seinen Novellen „bereits in das Gebiet der mundartlichen Dichtung hinüberführt." Am eingehendsten und beifälligsten wird Pichler in der vor kurzem abgeschlossenen Literaturgeschichte Salzers behandelt. Sowohl sein Wirken als Gelehrter, noch mehr sein Schaffen als Dichter und Schriftsteller wird nach allen Seiten anerkannt und tiefgründig aus der mächtigen Persönlichkeit heraus erklärt, während bei Steub nur die Erzählungen volles Lob, die anderen Werke daneben mehr oder weniger Tadel erfahren, der sich auch auf die Persönlichkeit erstreckt. Lindemann-Seeber erwähnen Steub nur als Sammler volkstümlicher Literatur und als Verfasser „des sehr par-

teiischen Sängerkrieges"; Pichler wird als der „bedeutendste, jedenfalls vielseitigste Dichter Tirols" nach mehreren Richtungen seiner Tätigkeit anerkennend gewürdigt. Bartels rechnet Pichler zu den poetischen Realisten, die höher stünden als die Abkömmlinge des jungen Deutschlands, und lobt noch anderes; Steub dagegen kommt nirgends zum Vorschein. Auch Weitbrecht nennt ihn nicht, freut sich aber, daß Pichler am Ende seines Lebens hauptsächlich auf Grund seiner „gediegenen und gesunden poetischen Leistungen" zu allgemeiner Geltung gelangt ist. So verhält es sich, wenn man beide als Sprachquellen betrachtet: Moriz Heyne schöpft in seinem dreibändigen Wörterbuch (dem „kleinen Grimm") bereits aus Pichler, während Steub im Verzeichnis der Sprachquellen (2. Bd. S. XX) nicht aufscheint. — Das mag genügen. Man sieht: Pichler, obgleich jünger, gehört bereits zum festen Bestand der deutschen Literatur; bei Steub schwankt es noch. Steub als „der" Klassiker der Alpenschilderung aber bleibt unter allen Umständen nur ein frommer Wunsch Dreyers.

Wollte Dreyer ein begründetes Urteil über diesen Zweig der Steub'schen Schriftstellerei abgeben, welches die Leser überzeugen könnte, so hätte er die Aufgabe anders anfassen müssen: es wäre zu unterscheiden gewesen zwischen sachlicher und formaler Leistung. Um die sachliche Leistung zu ermitteln, ist der Vergleich mit Steubs Vorgängern, namentlich mit Staffler und Beda Weber unerläßlich. Steub selber hätte ihn daraufgeführt; denn am 7. April 1844. als er an den Drei Sommern arbeitete, schreibt er an Friedr. Lentner: „Über Beda Weber ist nicht hinaus und nicht von ihm abzukommen." Einem solchen Wink muß ein Biograph nachgehen. Ein zweiter Wegweiser steht im Brief Lentners an Steub vom 15. November 1846: „Der Dekan (Santner) meint ... Du hättest den Staffler abgeschrieben." Leichten Sinnes erklärt Dreyer F. 78 die Briefstelle als eine „durch nichts erhärtete Behauptung". Da verrät das Vorwort zur IV. Auflage der Drei Sommer doch bessere Einsicht und Kenntnis: Es „fußen ja eingestandenermaßen (so!) die Schöpfungen (Steubs und Noës) zum Teil auf der topographischen und historischen Arbeit ihrer Vorgänger", und Beda Weber und Staffler werden richtig unter diesen Vorgängern genannt. Ja Dreyer hätte auch in Steubs Schildereien Stellen genug gefunden wie folgende in den Drei Somm. II, 80: „Was (das Schiffsgemälde) bedeutet, habe ich nicht erdenken können. Beda Weber, Staffler und Tinkhauser schweigen," die also beweisen, wo sich Steub Rats zu erholen pflegte. — Es müßte dann auch ein Wort gesagt werden über die anderen Quellen, welche Steub oft mit lächelnder Unbefangenheit stark ausgezogen hat, wie etwa Strolz' Ar-

beit über Volkslied und Almenwesen (ebenda I, 236). Wir machen Steub keinen Vorwurf daraus, wohl aber dem Biographen, weil er nicht einmal die Tatsachen klargelegt hat, was vor allem andern notwendig ist.

F. 76 läßt Dreyer dem Werke Beda's „Das Land Tirol" Gerechtigkeit widerfahren, indem er es „das zu seiner Zeit beste Reisehandbuch" nennt, das auch Steub „gute Dienste tat." Wenn es ihm also gute Dienste auf den Tiroler Reisen tat, so wäre der Schluß wohl nahe genug gelegen, daß es ihm auch gute Dienste bei Abfassung der Reiseschriften geleistet hat. Soviel Irrtümer und Lücken es enthält, konnte man es immerhin als einen für die damalige Zeit achtbaren Anfang der tirolischen Heimatskunde bezeichnen. Es wurde in den folgenden Jahren viel ausgebeutet, aber auch weitergeführt, zuerst und am bedeutendsten von Staffler. Wieweit nun Steub über diese und seine anderen Quellen hinausgelangte, wäre dann zu untersuchen gewesen; denn hierin besteht eben die sachliche Leistung Steubs.

B. 21 beschränkt Dreyer sein Lob über Bedas Werk durch den Zusatz, daß es kaum über die Heimat hinausdrang. Wie sehr er sich hier auf dem Holzweg befindet, lehren die Umstände, daß der verhältnismäßig rasche Absatz von 1000 Exemplaren des teuren Werkes damals nicht im kleinen Tirol erzielt werden konnte und daß daraus Bedas „Handbuch für Reisende" gezogen wurde, welches Neuauflagen erlebte, ins Französische übersetzt und auch in dieser Gestalt wiederholt aufgelegt wurde. Glaubt Dreyer, die Tiroler seien in Tirol mit der französischen Übersetzung gereist? Daß es später nicht zeitgemäße Nachbesserung erfuhr und außer Umlauf geriet, hat die Entfernung des Verfassers aus Tirol, dann dessen früher Tod verschuldet. Aber der Wunsch nach Neubearbeitung kam oft zum Ausdruck, erst jüngst wieder von Hans Hochegger anläßlich einer Musterung alter und neuer Reiseliteratur (Tiroler Anzeiger vom 1. Mai 1914).

Ein anderes verwandtes Werk Bedas, „Das Tal Passeier", wovon vier Seiten Auszug in den Drei Sommern II, 288 ff. stehen, hat Prof. Dr. Ad. Schatz 1902 neu ans Tageslicht gebracht. Ich bin sonst kein Freund von Neuauflagen weit zurückliegender Werke, weil sie zu viel Veraltetes mit sich schleppen und weil wir mehrfach andere Gesichtspunkte haben und andere Methoden verwenden als jene früheren Zeiten. Das gilt namentlich auch für die geschichtlichen Mitteilungen, die bei Beda natürlich noch mehr veraltet sind als bei Staffler und Steub, denen bereits bessere Hilfsmittel zur Verfügung

standen. Von „Forschungen“ kann man eigentlich nicht reden, sondern nur von geschichtlichen Erzählungen, die auf dem Übergangsgebiete stehen zwischen Wissenschaft und schöner Literatur. Der Unterhaltungszweck tritt in den Vordergrund; daher geht namentlich Steub so eifrig auf Ortschroniken und biographische Aufzeichnungen sowie auf mündliche Volkserzählungen aller Art aus und benützt sie um so lieber, je farbiger und individueller sie sind. Eine historische Kritik dieser untergeordneten Überlieferung an der Hand primärer Quellen erachten sie nicht als ihre Aufgabe. Ich werde das im zweiten Teil bei den „Zillertaler Inklinanten“ an einem bestimmten Fall aufzeigen.

Steubs Größe liegt in der formalen Seite, in seinem Stil. Man würde deshalb von Dreyer eine eingehende Stilanalyse erwarten. Wieder eine schwere Enttäuschung! Es kehren dieselben dutzendmal abgewandelten Redensarten von „plastischen Schilderungen“, „witziger Schreibweise“, „sonnigem Humor“, „herzfrischem Humor“, „froher Laune“, „sonniger Laune“, „humoristischer Ader“, „glänzendem Stil“ u. dgl. wieder, oder Dreyer zitiert Freundesurteile, die mitunter gute Ansätze darbieten, welche er hätte weiterführen sollen. Statt dessen kann er auch hier seine Neigung zur Übertreibung nicht bezähmen: so liest er z. B. aus folgendem harmlosen Satz der Blätter für lit. Unterhaltung: „In diesen Figuren und in dem langweiligen . . . Schlafmutius sind die verschiedenen Sorten deutscher Abenteurer, welche Griechenland besuchen, (von Steub) treffend genug persifliert,“ einen — „wohl unbeabsichtigten — Hymnus (so!) auf Steubs humorvolle Art“ heraus (B. 11). Wenn Fallmerayer lobt, daß Steub bei seinen Namenerklärungen auch die ländlichen Lebensbeziehungen in Betracht ziehe, so sind das bei Dreyer „hohe Worte der Anerkennung“ (B. 129). Ebensowenig untersucht er die Vorzüge der Sprache Steubs, nicht einmal die Art, wie Steub Ausdrücke und Redewendungen aus dem Mittelhochdeutschen, den Mundarten und der Schriftsprache wirkungsvoll mischt. Desgleichen sagt er nichts von Steubs Kompositionsweise, nichts von dessen Meisterschaft im wechselreichen Satzbau. Wie Steub diese Seite seiner Kunst mit vollem Bewusstsein ausgeübt hat, ersieht man aus seinem Tadel an Felix Dahn, weil dieser alle Sätze gleich baue.

Um die Leser anzulocken, bietet Dreyer auch Kostproben aus Steubs Werken dar. Auf folgenden Satz „plastischer Schilderung der Gletscherwanderung selbst und der Aussicht“ (B. 22) tut er sich viel zugute: „In einen langen, langen Korridor von weißleuchtenden Fernern, zwischen denen eine breite, silberne Straße glänzend dahinzog

wie eine Avenue zum Palast des Alpenkönigs oder zu einem Bergschloß der seligen Fräulein.“ Dieses „stilistische Meisterstück“ soll nach Dreyer „in keiner alpinen Anthologie fehlen.“ — Das könnten wir nicht befürworten. Zwischen Gletschermauern, die einen „Korridor“ bilden, findet sich nicht das, was man sonst in Tirol unter einer „Aussicht“ versteht. Die beiden Vergleiche sind gemacht und überladen: wozu zwei Vergleiche derselben Art für dieselbe Sache? Überdies sind es Vergleiche mit Unbekannten: vom Palast des Alpenkönigs und dem Bergschloß der seligen Fräulein wird sich jeder Leser eine andere Vorstellung machen, wenn er sich überhaupt eine macht. Endlich zwei Fremdwörter in einem Satz, von denen das zweite nicht nur überflüssig, sondern auch gespreizt ist, erregen lebhaftes Mißbehagen statt Bewunderung, wie denn Steub in dieser Beziehung nichts weniger als musterhaft ist: auf Schritt und Tritt schleppt er solch überflüssige Fremdlinge herbei, besonders gern aus Frankreich und Griechenland, und oft so seltsame wie Philoxenie, Callosität, cülbütieren, Revenants, negocieren, exasperieren, diluieren, boudoirmäßig, Interkalarbäder u. s. w, oder er schreibt frischweg drei nacheinander: Pseudoascese kryptogamer Bonvivants u. dgl. Dann wundert man sich, daß seine Werke nicht volkstümlich werden wollen!

Bei einem Humoristen wie Steub darf man den Höhepunkt der Stilleistung nicht mit Dreyer bei der Darstellung des Erhabenen, auch nicht des Naturerhabenen suchen. Höchst kennzeichnend ist sein Bekenntnis (Drei Somm. II, 94) [1]: „Ein einziges interessantes Menschenkind geht mir, da ich kein gelernter Geologe bin, oft über sieben Bergketten hintereinander“ — als wenn diese nur die Geologen angingen! Das „interessante Menschenkind“ aber, welches ihm hier im Auge lag, war eine hochmütige welsche Wirtin, die ihn als Gast nicht der geringsten Aufmerksamkeit würdigte (II, 79). Dazu halte man aus vielen anderen folgende Stelle (ebenda II, 87): „Hochachtung und Bewunderung hat diesen seltsamen (Dolomiten-)Gestalten noch kein Passagier versagt, aber es fehlt ihnen doch etwas Erhebliches, nämlich die Gabe, unsere Sehnsucht zu erwecken und uns zu sich hinzuziehen. Wer so den Mittagsbock betrachtet, dem fällt schwerlich die Frage ein: wie mag es wohl dort hinten sein? weil er vorher schon überzeugt ist, daß es dort hinten gerade so ist, als da vorne — daß dort gerade so unbegreifliche, wild durcheinandergeworfene

[1]) Ich verweise stets auf die IV. Auflage, München 1899; Dreyer kennt F. 78 und B. 71 nur drei Auflagen.

Ungetüme zu finden sind wie in seiner nächsten Nähe. Die grünen germanischen Berge in ihrer ruhigen Folge, mit ihren mannigfachen Taleinschnitten, die hier fast gänzlich fehlen, mit den reichen Gewässern, den hellen Wiesen, dunkeln Wäldern, den weißen Häuschen, Höfen und Alpendörfern, mit ihren Kirchen und Burgen geben eigentlich viel mehr zu schauen und wecken dadurch auch eine Fülle poetischer Ideen. Wie lieblich, wie schön muß es dort oben sein auf der grasigen Breite, wo das Bauernhaus mit seinen spiegelnden Fenstern winkt, wo das weiße Kirchlein, wo die grauen Türme stehen! Den welschen Dolomiten fehlt das gedankenreiche Gewand, in das sich die deutschen Berge hüllen.“ Man sieht: nicht das Erhabene zieht ihn an, sondern das Idyllische, das Weiche und Liebliche: da geht das Herz ihm auf, da kommen ihm Gedanken, da wird seine Darstellung behaglich, breit und warm; bei den Bergriesen bleibt er knapp und trocken, er hat nur kalte „Hochachtung und Bewunderung“ dafür. Selbst wenn er sich besonders befleißigt, wie z. B. beim Tribulaun, wird er mehr beschreibend als empfindend. Seine stilistischen Höchstleistungen aber erscheinen da, wo er den Ernst durch Frohsinn erhellt, wo er im Leser Heiterkeit und tiefe Rührung zugleich erweckt, wo er aus Tränen lächelt. Steub ist reich an solchen Stellen. Gerne würde ich einige Proben ausheben, wenn Raum dazu wäre, so muß ich mich mit ein paar Verweisen bescheiden: man vgl. den Veteranen in Brixlegg (Drei Somm. I, 49), noch ergreifender sind die Schwegler in Zillertal und Meran (ebda. I, 218). Nicht geringer ist sein Geschick, eine trockene Mitteilung zu beleben und angenehm zu machen; man höre, was er über die Mundart des Duxer Mädchens meldet: „Sie sang ihre Worte so lieblich hinaus und plauderte so uraltes Bayerisch, daß ich ihren Lauten mit immer wachsendem Vergnügen zuhorchte ... auch mit den Vokalen der Vor- und Nachsilben ging sie sehr behutsam um, vergönnte ihnen viel mehr Leben, als es ihre Landsleute in anderen Tälern tun.“ Auch besaß er die Stilkunst, um mich so auszudrücken, aus nichts etwas zu machen. Man lese, wie er (Drei Sommer I, 51) sich den Ärger über das allzufrühe Glockengeläute in Brixlegg mit heiteren Phantasien wegscherzt. Wohl der kräftigste Beweis dieser Art steht in seinem Büchlein „Aus Tirol“, S. 68 ff., wo er zwei Artikel über einen harmlosen Druckfehler schreibt, ohne den Leser auch nur einen Augenblick zu langweilen oder zu ermüden.

Es ist sehr zu beklagen, daß Steub der Neigung zur Satire und Ironie oft so sehr nachgab, daß sie den Humor überwucherten oder ganz verdrängten. Er wurde frühzeitig auf dieses Übel aufmerksam

gemacht. Sehr schön redet ihm Kolb, der Mitleiter der Augsb. Allg. Zeitung, anläßlich eines Artikels, den Steub über Lentner geschrieben hatte, zu: „Sie setzen den Armen (Lentner) bloß zwischen die Dornbüsche ihrer unwirschen satirischen Launen und die Stacheln ihrer Witze. Das tut ihm nicht gut und schadet dem ganzen Eindruck“ (des Artikels) B. 88. Geradezu abstoßend wirkt diese Art, wenn sie sich zu persönlichen Beleidigungen versteigt und ein ganzes Buch durchsetzt, wie es namentlich im „Sängerkrieg“ der Fall ist. Leider stak die Wurzel des Übels in einer gewissen Bitterkeit und Reizbarkeit von Steubs Wesen, die neben seinem Frohsinn einhergehen und diesen nur allzuoft verwüsten. Auch Dreyer spricht daher von „frostig anmutender Ironie“ (B. 63), von „etwas zu spitzen Stacheln seiner Ironie“ (B. 154), von der „scharflaugigen Art“ (B. 21), vom „starken Stich ins Satirische“ (B. 74), vom „übermäßigen Hang zur Satire“ (B. 53), ja von „Neigung zur bitterbösen Satire“ (B. 154). Steub richtete seine Stacheln gegen die verschiedensten Personen und Sachen, gern stellte er sie in kulturkämpfliche Dienste. Dreyer sucht zu schwächen, indem er die „Neigung zur bitterbösen Satire und zur stahlscharfen Polemik“ erst in der zweiten Lebenshälfte Steubs „hervorbrechen“ läßt (B. 154) gegenüber der früher „so edel maßvollen Polemik“; mit dem „zunehmenden Alter wandelte sich sein lebensfroher Humor in bitteren Sarkasmus“ usw. (F. 96). Allein das stimmt nicht mit den Tatsachen überein; denn bereits sein erstes großes Tiroler Buch, die Drei Sommer (1846), enthielt einen „Nachtrag“ mit so schroffer Polemik, daß ihn Steub selbst in der II. Auflage (1871) unterdrückte; Dreyer bemerkt B. 27 dazu: Steub „faßte sein nun (d. h. im Alter) geklärtes (so!) und vielfach gemildertes (so!) Urteil über Tirol in kultureller Hinsicht in dem Schlußkapitel seines Buches ‚Aus Tirol‘ (1880, S. 182 ff.) unter dem Titel ‚Tirolisch-bayerische Kulturbilder‘ zusammen.“ Demnach wäre Steubs Entwicklung umgekehrt vor sich gegangen: zuerst scharf, dann mild, und Dreyer wäre glücklich wieder mit sich selbst in Zwiespalt geraten. Die Übertreibungssucht hat ihm neuerdings diesen Streich gespielt. In Wirklichkeit fehlte Steub weder in der Jugend noch im Alter der Sarkasmus und er gab ihm je nach Lage und Stimmung bald milderen bald schärferen Ausdruck, später häufiger als früher.

Bezüglich der Kulturkampfneigung versucht Dreyer noch eine zweite Entlastungsart: Steub war nur „der unerschrockene Kämpfer gegen den Aberglauben, gegen religiöse Auswüchse, gegen Übergriffe der Kirche (der freilich in seiner Satire öfter zu weit ging)“, sonst „jedoch im allgemeinen kein Feind der Geistlichen.“ So B. 42, ähnlich F. 82,

wo aber der Einschaltungssatz, daß er in seiner Satire öfter zu weit ging, fehlt. Weil wir nun gerade das von Dreyer angezogene Büchlein „Aus Tirol“ zu Handen haben, beginnen wir den ersten Absatz der ersten Seite zu lesen: „Da sich unser hochwürdiger Klerus so gern für den Geschäftsträger der Religion der Liebe und des milden Erlösers ausgibt, auch um die Erziehung und Bildung der christlichen Nationen sehr namhafte Verdienste zu haben behauptet — welche sich freilich in der geringen Erleuchtung der italienischen, spanischen, französischen, tirolischen, ober- und niederbayerischen, westphälischen, brasilianischen und mexikanischen, überhaupt sämtlicher katholischer Volksmassen nicht recht klar herausstellen — so dient es vielleicht als heilsame Schranke seiner Einbildung, wenn hin und wieder einzelne Akte seiner Liebe, seiner Erziehungs- und Bildungskunst aus dem lokalen Dunkel, in welches sie sich so gerne hüllen, zu allgemeiner Betrachtung hervorgezogen werden.“ — Es braucht doch wenig Witz, um einzusehen, wie hier nicht Aberglaube, Auswüchse und Übergriffe, auch nicht einzelne Personen, sondern die ganze katholische Priesterschaft samt ihren Katholiken mit lächelnder Bosheit bespöttelt wird. Die Wahrheit muß man stets ungeschwächt sagen, unbekümmert, ob sie etwa diesem oder jenem unangenehm ist oder nicht.

Wenden wir uns zu einem anderen Hauptzweig von Steubs Tätigkeit, zu seinen sprachlichen Arbeiten. Im Vordergrund steht die Namenforschung. Es würde nicht viel besagen, hätte Steub bloß in seinen Reiseschriften gelegentliche Etymologien versucht, wie Beda Weber und andere zu ihrer Zeit getan haben; er machte vielmehr ein eigenes Studium daraus und veröffentlichte eine Reihe Schriften, welche er selber hoch bewertete; nur den Erstling davon, „Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern“ (1843), hat er später als mißlungen preisgegeben. Gegen abweichende Ansichten auf diesem Gebiete war er beinahe empfindlicher als gegen Ausstellungen bei seinen anderen Schriften, sogar Freunde, die er gut leiden mochte, mußten das erfahren. Wie schoß er gegen Schneller, als dieser bei seinen Namenerklärungen andere Wege einschlug, los, ohne zu erkennen, daß sie besser waren als die seinen; nur Schnellers Taktsicherheit verhinderte den Bruch. Wie übel richtete er Grienberger zu, ungeachtet dieser ihm doch sicher wissenschaftlich überlegen war! Als ich 1876 mit anderen jungen Germanisten Steub kennen lernte, fühlte er uns gleich auf den Zahn, ob

wir wohl gehörige Kunde von seinen etymologischen Arbeiten genommen haben.

Dreyer faßt F. 114 sein Urteil über diese Tätigkeit Steubs in den Satz zusammen: „Für die rhätische Namenforschung sind einzelne seiner Schriften auch heute noch nicht ganz veraltet.“ Das ist ein zurückhaltendes Urteil; man möchte den bessernden Zusatz machen: und selbst die veralteten (mit Ausnahme der „Urbewohner“) schlägt man gern nach, weil Steubs große Verbindungsgabe oft im Flug das Richtige trifft, wenn er freilich daneben wieder die ganze Scheibe fehlt. Ich glaube sogar, daß mancher seiner Nachfolger zu seinem eigenen Schaden sie ganz auf die Seite gesetzt hat. Ferner wird man bereitwillig mit Dreyer F. 90 Steub gutbuchen, „daß er die rhätische Namenforschung erst in Fluß brachte.“ Dagegen stutzt man vor dem Satz auf derselben Seite: „Bei seiner rhät. Namendeutung ... verfiel Steub anfangs (so!) ... in den Fehler, daß er die (so!) Urkunden nicht überall (so!) zu Rate zog,“ weil er die Meinung erweckt, Steub habe später „überall“ die urkundlichen Namen gesammelt, was nicht zutrifft. Es bleibt das erste große Verdienst Schnellers, alle alten Namenformen aufgesucht zu haben, soweit sie ihm damals erreichbar waren. Was Steub davon „zu Rate zog,“ ist mehr zufällig; gleichwohl hatte es seinen Wert, und man möchte bei Dreyers Satz gern ein Auge zudrücken, wenn er nicht an anderen Stellen wieder die große Trommel ohne Maß und Ziel schlüge. So spricht er B. 124: „Steubs linguistische Theorie ... darf heute keineswegs (so!) als veraltet gelten.“ Also ziemlich das Entgegengesetzte von seiner früheren Ansicht. Und B. 116 ist es Steub nicht nur gelungen, die „tirolische Namenforschung in Fluß zu bringen,“ sondern „sie auch auszubauen,“ und wenn Steub sonst nichts weiter getan hätte, so „hätte er schon dadurch allein den Kranz der Unsterblichkeit verdient.“ Du lieber Himmel, wann wird die tirolische Namenforschung „ausgebaut“ sein! Bis jetzt verdrängte noch immer eine Hypothese die andere über die bloßen Grundlagen derselben. Die neuesten Arbeiten, welche ernstlich ins Gewicht fallen, suchen dem außerordentlich schwierigen Gegenstand auf neuen Wegen beizukommen und ergänzen sich: K. v. Ettmayer (im IX. Ergänzungsband der Mitteilungen für österr. Geschichtsforschung) bringt namentlich förderliche Nachweise über die merkwürdigen geographischen Namengruppierungen; Jos. Schatz (Zeitschr. f. d. Altertum L, 341 ff., Ferdztschr. III. Folge, 40., 47. und 48. Heft u. a. a. Orten) dringt von der deutschtirolischen, E. Gamillscheg (Über Lautsubstitution; Die roman. Elemente in der MA. von Lusern) von den romanischtirolischen Mund-

arten in den Gegenstand ein. Diese beiden Methoden werden zwar langsam und nur schrittweise, aber um so sicherer dem Ziele näher führen. Von Steubs Etymologien nehmen sie alle drei keine Notiz. Einen sehr klaren methodologischen Vortrag hat A. Walde (Innsbruck, Wagner 1901) veröffentlicht[1]). Auch er erweist die Mundartenkunde als notwendige Voraussetzung jeder fruchtbaren Arbeit auf diesem Gebiete. Trotzdem treibt eine Masse Dilettanten unbekümmert um Vortrag und Mundartenforschung das alte Unwesen ruhig weiter.

Von einer wissenschaftlichen Methode darf man bei Steub nicht reden. Noch 1887 meint er (Zur Ethnologie d. d. Alpen. S. 89): „Vokale, die entbehrlich sind, werden gerne ausgeworfen," und bringt dazu das Beispiel: „Wenn wir also von rio de sutto die entbehrlichen Vokale abwerfen, so erhalten wir rodsutt, Rozutt. Jetzt brauchen wir nur noch zu beweisen, daß z in s und u in i übergehen könne" — dann ist der Name Rositten erklärt. Und zwei Jahre vorher (Zur Namens- und Landeskunde d. deutschen Alpen, S. 150): Wenn mehrere überlieferte „Namen nicht zusammengehen, muß man wohl den besten auswählen, an den man sich hält. Herr Dr. Prinzinger in Salzburg meint daher, man solle sich lieber an die neuen Namen halten und aus diesen die alten korrigieren." Kann man noch unmethodischer und geschichtswidriger denken? Dann zeigt er sich ebenda sehr hilflos, Kundl aus Guantalas, das schon im 8. Jahrhundert erscheint und „den Forscher in ungewohntem Maße belästigt," herzuleiten, aus guantules (kleiner Handschuh) ging es wohl! Solche Dinge lieferte er schockweise zu einer Zeit, als sich in der Sprachwissenschaft die Überzeugung von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze immer mehr festigte. Drei Sommer II, 92 f. hatte er nicht übel Lust, der Namenerklärung des Antelao aus dem Griechischen beizu-

[1]) Waldes Annahme: „Romanisch anlautendes k wurde fast immer durch deutsch g ausgedrückt," erregt Bedenken; vgl. lat. campus mit (Lang)kampfen (vor der hd. Lautverschiebung herübergenommen wegen der Affrikata), kelt. cambodunum mit Kempten (nach der hd. Lautverschiebung); dagegen scheinen Ortsnamen auf gamp die romanische „Tenuisreduktion" (Friedrich Kauffmann, Zs. f. deutsche Philologie Bd. 46, 360 ff.) vorauszusetzen; vgl. carrum — garrun, Bischof von biscov (Milderung des Platzgeräusches in episcopus). Auch die Erklärung durch den Mangel der anlautenden reinen Tenuis im Deutschen befriedigt nicht völlig; denn einerseits haben wir im Inlaut dieselbe Erscheinung; vgl. Spiegel zu speculum, predigen zu predicare, trotzdem reine Tenuis im Inlaut gewiß vorhanden war (germ. gj: hrukki, Ruggen usw.); andererseits haben wir noch später viele anl. romanische k als k herübergenommen: Kronmetz, Kastell (auch Ortsn.) Kalnetsch, Kalender, Kardinal usw.

stimmen und den monte Cristallo von einem „Griestaler Berg“ herzuleiten. Anno 1870.

Als seine besten etymologischen Leistungen schätzte Steub selbst die Untersuchungen über oberdeutsche Familiennamen. Hier hatte er festen deutschen Boden unter den Füßen und konnte verschiedene, teilweise gute Vorarbeiten benützen. Daß aber auch diese in der germanistischen Welt sich keines großen Ansehens erfreuen, konnte Dreyer aus fachwissenschaftlichen Besprechungen ersehen, wenn er sich darum bemüht hätte; doch nicht einmal das landläufige Büchlein von Bähnisch, Die deutschen Personennamen, in der Teubner-Sammlung scheint ihm in die Hände gelaufen zu sein, wo Steub schon in der Literaturübersicht, und zwar allein von allen Verfassern, als „wissenschaftlich nicht zuverlässig“ getadelt wird. Dreyer fand es offenbar bequemer, einige Zeitungsstimmen und Freundesbriefe auszuziehen. Überdies möchte er mit einer Liste stolzer Namen Eindruck machen B. 120: Steubs „Aufsätze . . . fußen auf Stack, Volmer, Pott, Förstemann, Grimm, Weinhold, Wackernagel, Haupt, Pfeiffer, Kuhn u. a.“ Schauen wir uns einmal diese Reihe näher an. Volmer? Ein älterer A. Vollmer hat nur über Gotisch geschrieben, ein W. Vollmer sich auf dem Gebiet der nhd. Klassiker verdient gemacht: diese können es also nicht sein. Es liegt wahrscheinlich ein ausgiebiger Druckfehler vor für Vilmar (Deutsches Namenbüchlein). — Stack? Im Germanistenheim unbekannt. Ein Druckfehler dürfte es schwerlich sein, denn auch B. 121 begegnet dieser Stack, da er aber dort über die „Kosenamen der Germanen geschrieben“ hat, ist es zweifellos Stark, dessen Schrift Steub unglücklicher Weise allzuviel auf sich hat wirken lassen, wie das Werk Förstemanns. Auch Pott hat Steub fleißig nachgeschlagen, jedoch das zu wenig beherzigt, was derselbe unter Volksetymologie versteht. Grimm und Wackernagel hält Steub hier wie sonst als Autoritäten hoch; Pfeiffer und Weinhold werden nur vorübergehend angezogen, Steub „fußt“ keineswegs darauf, noch weniger auf Haupt [1]) und Kuhn, dessen Zeitschrift einmal zitiert wird; dagegen fehlen bei Dreyer Abel und Schmeller, die öfters benützt werden.

Statt eine so verunglückte Namenliste aufzustellen, hätte Dreyer doch lieber den Versuch einer Kritik machen sollen. Er wäre hier leichter gewesen, weil Steub am Beginn seiner Arbeit das Bedürfnis

[1]) Die germanistischen Zeitschriften zu lesen, erachtete Steub nicht als seine Aufgabe. Im Jänner 1866 fragt er bei Dahn an: „Kennst Du die sämtlichen Jahrgänge von Haupts Zeitschr., von Pfeifters ‚Germania‘? Und ist Dir etwa irgendein Aufsatz . . . bekannt, der hieher (Ethnologie Tirols) zu ziehen wäre?“ (B. 100).

fühlte, sich über konsonantische und vokalische Lauterscheinungen zu äußern, zunächst über die hd. Lautverschiebung: er vermerkt, es sei b zu p, d zu t, g zu k und k zu ch geworden, fragt aber nicht, unter welchen Bedingungen, und faßt das später bei der Etymologie so auf, als wenn beliebiger Wechsel stattfinden, also auch germanische Fortis zu hd. Lenis werden konnte. Von den anderen Teilen der Lautverschiebung, von Spiranten und Affrikaten geht gar keine Rede, und so wirft er denn auch später alles durcheinander. Wo möglich noch grausamer wirtschaftet er beim Vokalismus. Man höre nur zwei Proben S. 14: „Tritt nun aber ein Verkleinerungsansatz (zum Wort) hinzu und infolge dessen der Umlaut (des u) ein, so kann aus Huss Hüssel, Hüss und Hiessel, Hiess, Hiss, aus Haus Häusel, Häuss und Heiss werden.“ Und auf derselben Seite: „Da o und u identisch sind und aus letzterem bald äu, eu, ai, ei, bald ü, ie, i geworden ist, so können alle diese Vokale ein o oder u vertreten und tun es auch immer, wenn nicht ein ebenso berechtigter Stamm mit dem Vokal i vorhanden ist.“ — So ist dann leicht etymologisieren und den Hiesel von einem Hugibert, den Tropf von einem Trutfrid herzuleiten und Gunst zu Kunst zu stellen. Es hat etwas Betrübendes, den geistvollen Mann so unbekümmert herumtappen zu sehen, weil er offenbar nicht Zeit hatte, sich die Elemente dieser wissenschaftlichen Disziplin anzueignen und damit seine reiche Phantasie zu bändigen. Wir schmieden ihm daraus beileibe keinen Vorwurf, allein die maßlose Lobhudelei mit dem „Kranz der Unsterblichkeit“ fordert das Zeugnis der Wahrheit heraus.

Bei so mangelhafter Ausrüstung fehlte Steub auch die Grundlage, tirolische Mundarten richtig zu beurteilen. Die Deutschen in Lusern und auf der Lafrauner Hochebene hielt er für Langobarden, trotzdem der sonst von ihm so hochgehaltene Schmeller sie als Bayern erklärt hatte. Auch als J. V. Zingerle in seinem Lusernischen Wörterbuch Lusern (allerdings fälschlich) den Alemannen zuwies, blieb er hartnäckig bei seiner Ansicht, ohne sich weiter um die Sprache der Langobarden zu kümmern. Noch 1887 (Ethnologie S. 95) streitet er gegen Bidermann und Schmeller und „erachtet“ die Sprache von Lusern „als Überbleibsel der Langobarden.“ Seit Bachers Buch über die Sprachinsel Lusern kann kein Zweifel mehr bestehen, daß bereits Schmeller richtig gesehen hat. — Dreyer zerbricht sich mit solchen Dingen nicht den Kopf, von Bacher weiß er nichts und so bleibt er in seiner Bewunderung ungestört.

Ebenso fehl geht Steub bei den Oberinntalern, die ihm Schwaben, „Brüder“ der Württemberger sind (Aus Tirol S. 29 und schon früher).

Dreyer hat natürlich wieder keine Ahnung vom wahren Sachverhalt trotz Schatz' Arbeiten über die Imster und die tirolische Mundart. Die letztere zitiert er B. 126 in folgendem Zusammenhang: „Zum großen Teil auf Steub gehen zurück: J. J. Eyle .... Jos. Schatz ‚Die tirolische Mundart' (1903) u. a. m." Also Schatz geht „zum großen Teil auf Steub zurück." Schlagen wir nach. Da lesen wir in der Einleitung, wie sogar der alte Beda Weber richtiger geurteilt als Steub, der 1844 zuerst die falsche Meinung vom Schwäbischen aufgebracht und allerlei Nachfolger gefunden habe. Im übrigen geht in Schatz' Untersuchung keine Rede mehr von Steub; denn sie führt in eine andere wissenschaftliche Welt, die Steub unbekannt blieb, weil er die ganze neuere Mundartenforschung (seit Wintelers Kerenzer Mundart 1876) spurlos an sich vorübergehen ließ, von einer Phonetik oder Lautphysiologie, wie man sie früher hieß, gar nicht zu reden. Schatz gibt also eine offene und entschiedene Ablehnung von Steubs Ansicht, die niemand mißverstehen kann: so geht also Schatz „zum großen Teil auf Steub zurück!" Es bleibt unerfindlich, wie Dreyer gerade das Entgegengesetzte von der Wahrheit herauslesen kann, wenn man nicht eine außergewöhnliche Oberflächlichkeit und Verworrenheit dafür verantwortlich machen darf. Hiemit hat Dreyer nach dieser Seite den Höhepunkt seiner Leistung erklommen.

F. 84 f. und B. 112 ff. würdigt er die Verdienste Steubs um das bedrängte Deutschtum in Südtirol. In F. hält er sich kürzer, bringt er daher weniger Falsches; in B. beginnt er bereits mit einer Verböserung: um Steubs Leistungen zu heben, drückt er die anderer herab, indem er den Satz hinstellt: „Noch ehe den Einheimischen die welsche Gefahr, die Zurückdrängung deutscher Sprache und deutschen Wesens in den deutschen Enklaven jenseits des Brenners zum Bewußtsein kam, hatte er (Steub) in flammenden Artikeln zum Schutz und zur Abwehr aufgefordert." Wenn Dreyer schon die anderweitige Literatur über diese Frage nicht kennt, so mußte er doch aus dem „längeren Aufsatz" Steubs in der Allgemeinen Zeitung 1844, den er als dessen ersten in dieser Angelegenheit zitiert, ersehen, daß sich Steub hier auf Beda Webers „treffliches Buch", das Land Tirol, wo sechs Jahre früher oft genug auf die welsche Gefahr hingewiesen worden war, beruft und zwar so häufig, daß ein Freund Steubs (Ed. Fentsch) ihm schrieb: er hätte „Pater Beda nicht so oft in eigener Person anführen mögen." Ferner hätte Dreyer im polemischen Nachtrag Steubs zu diesem Aufsatz gefunden, daß Beda Weber die „Losung zum Kampfe" gegeben habe. Aber Beda Weber war nicht nur

vor Steub auf dem Kampfplatz, sondern hat diesen bei seinem ersten Gang unterstützt. Hätte Dreyer die Briefe Steubs genauer angeschaut, würde er daraus erfahren haben, wie Steub sich einst darüber dankbar geäußert hat. Im März 1844 schreibt er an seinen Freund Friedrich Lentner: „Ich sitze seit vier Wochen über einem Artikel, Die Sprachgrenze in Tirol . . . Pater Beda hat mich dabei freundlichst unterstützt und noch sein letzter Brief ist voll belehrender Angaben."

Im weiteren erzählt Dreyer, wie man in Tirol zum Widerstand gegen das Vordringen des Italienischen zu rüsten begann, wobei er dem Text von F. in B. etwas Pathos einzublasen sucht: „1865 erhob sich Schuldirektor Stimpel zu Innsbruck und gründete deutsche Schulen zu Palu und Luserna. 1867 bildete sich in Innsbruck ein Komitee zur Unterstützung der deutschen Schulen in Welschtirol, das einen Aufruf an alle Deutschgesinnten zur tätigen Mithilfe erließ." Leider nennt Dreyer hier wie auch sonst mehrfach die Quelle nicht, aus der er diese Angaben geschöpft hat. Ich vermute, es sei mittelbar oder unmittelbar der Bericht gewesen, welchen das angezogene Komitee 1871 und in den nächstfolgenden Jahren veröffentlicht hat. Aber da lautet es anders: „Erst im Jahre 1865 kam einer h. Landesregierung über Anregung des hochverdienten Herrn Schulrates Stimpel der schöne Gedanke, daß in deutschen Gemeinden die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden sollen, und sie gründete alsbald deutsche Schulen in Lusern und Palu . . . Um diese wichtigen Schulen zu unterstützen, bildete sich im Jahre 1867 ein Komitee, das im März desselben Jahres folgenden Aufruf erließ" (derselbe wird abgedruckt). — Mit dem pathetischen „erhob" und „gründete" ist es also nichts; Stimpel gab nur der Regierung die „Anregung" zur Gründung. Allein der Bericht des Ausschusses ist unvollständig. Es fehlt schon die ganze Vorgeschichte; sie muß daher aus den Akten erhoben werden. Ich kann nur das Wichtigste ab 1860 andeuten, weil die Geheimakten des hiesigen Statthaltereipräsidiums noch nicht freigegeben sind. In diesem Jahre berichtete Stimpel als Schulinspektor pflichtschuldig über den bereits früher an das Ministerium gemeldeten Rückgang des Deutschtums in südtirolischen Gebieten. Davon nahm Minister Schmerling Anlaß, an den Statthalter Lobkowitz in Innsbruck eine Weisung ergehen zu lassen, „entschieden gegen die fortwuchernde Italienisierung ursprünglich deutscher Gemeinden und Volksschulen vorzugehen." Die Landesregierung hatte es nicht eilig. Es wurde inspiziert, berichtet, Stimpel setzte ein paar Artikel in das Amtsblatt, den „Tiroler Boten", meldete, daß „für die Erhaltung und Kräftigung des Deutschen in Bozen besonders die Franziskaner und in

Meran die Benediktiner gewonnen und tätig sind.“ Eine Heldennatur scheint Stimpel nicht gewesen zu sein. So schreibt er im Oktober 1862: „Ob etwas zu tun sei, hängt nicht bloß vom guten Willen und der anerkannten Zweckmäßigkeit der Sache, sondern auch von vielen anderen Umständen ab, und niemand wird in solchen Zeiten der Unsicherheit und des Schwankens etwas tun, für dessen Folgen er verantwortlich gemacht werden könnte.“ — Darüber, wie schließlich die Gründung der ersten deutschen Schule in der südlichsten tirolischen Sprachinsel Lusern erfolgte, hätte Dreyer einigen Aufschluß gefunden in dem obgenannten Buche „Die deutsche Sprachinsel Lusern“ von Jos. Bacher (Innsbruck, Wagner 1905). Allda wird S. 27 ff. erzählt, wie 1862 ein deutscher Priester, Franz Zuchristian, aus Überetsch bei Bozen gebürtig, als Kurat nach Lusern kam und sich freute, hier eine deutsche Mundart zu finden. Er klärte die Bevölkerung auf, schrieb darüber in mehrere Zeitungen und schritt endlich vom Artikelschreiben zur Tat. Um Ostern 1866 besuchten Christian Schneller und Ignaz Zingerle Lusern, besprachen sich mit Zuchristian und verschafften ihm deutsche Schulbücher. Nun geschah die „Gründung“ der deutschen Schule in der einfachsten Weise. Weil der Kurat zugleich Lehrer der Schule war, begann er am 4. Mai d. Js. an der Oberklasse statt in italienischer in deutscher Sprache zu lehren, während an der Unterklasse teils seine Wirtschäfterin, Elisabeth Spieß aus dem Burggrafenamte, teils ein fähiger Schüler aus der Oberklasse tätig war. Die Bevölkerung zeigte sich damit einverstanden und daher auch die Gemeindevertretung. Ähnlich verlief die Gründung in Palai, wo auch der Kurat zugleich Lehrer war. Das Verdienst der Regierung bestand darin, daß sie diese Gründung genehmigte und wirtschaftlich, namentlich mit deutschen Büchern unterstützte, wobei der Innsbrucker Schulrat Stimpel seinen redlichen Anteil gehabt hat. Ohne Zuchristian wäre man nicht so bald zum Ziele gekommen: er leistete den persönlichen Einsatz und die Hauptarbeit; die früheren Artikel hatten nur den Boden vorbereitet; sie waren übrigens während der Fünfzigerjahre fast ganz verschwunden; erst seit 1861 und besonders seit dem Rufe Zuchristians treten sie unter Mitwirkung der Regierung wieder hervor. Ich führe die wichtigsten an, damit sie nicht in Vergessenheit geraten; man kann sie heute noch zur Belehrung und Aufmunterung lesen: Stimpel im Tiroler Boten 1861 (Nr. 275 u. 276, mit einem griechischen m unterzeichnet). Steub in der Allgem. Zeitung 1861, Nr. 35; Dr. R. Perkmann, Studien aus Südtirol 1863; Durig, Staatsrechtliche Beziehungen des italien. Landesteiles zu Deutschland und Tirol 1864; Fr. v. Attlmayr, Die deutschen

Kolonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona 1865, II. Teil 1867 (die wertvollste Arbeit); Christ. Schneller, Das Lagertal und seine östlichen Gebirge 1865; derselbe, Die welschtirolische Frage 1866; derselbe, Südtirol (Österr. Revue) 1867.

Warum der Bericht des „Komitees“ so lakonisch ist, erklärt sich aus der Absicht, von der Hilfstätigkeit möglichst wenig in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen und möglichst wenig Persönlichkeiten zu nennen; deshalb ermahnen auch Zingerle und Schneller in ihren Briefen an Steub diesen wiederholt, er soll in seinen Artikeln ihre Namen nicht erwähnen und von ihren Mitteilungen nur einen vorsichtigen Gebrauch machen.

Der erwähnte Ausschuß stellte sich die Aufgabe, Mittel für diese Schulen zu schaffen und neue zu gründen, was ihm mit Beihilfe der Regierung, die sich damals anders verhielt als später, in anerkennungswerter Weise für die meisten deutschen Sprachinseln gelang. Wir wollen die Namen der Männer, die bis 1876 den Ausschuß, das heißt soviel als den ersten noch sehr stillen Schutzverein bildeten, dankbaren Sinnes hier festhalten: Dr. Ludwig v. Hörmann, für den Professor Billek, dann Prof. Dr. Josef Egger eintrat; Prof. Dr. Alfons Huber; Prof. Johann v. Kripp, dafür später Prof. Dr. Adolf Hueber; Landesschulinspektor Christian Schneller; Prof. Dr. Anton Zingerle, wofür später kais. Rat Dr. David Schönherr erscheint; Universitätsbuchhändler Anton v. Schumacher; Prof. Dr. Ignaz Zingerle. Unter den Persönlichkeiten, welche die Werbungen des Ausschusses tatkräftig unterstützten, werden schon im ersten Bericht genannt: „In München nahm sich Dr. Steub der Sache aufs eifrigste an, wie nun (d. h. 1871) Dr. v. Mayrhofer, in Westphalen wirkte Prof. Dr. Ficker, in Frankfurt a. M. gewann Prof. Dr. Stumpf Beiträge, aus Wien übersandte der Verein ‚Mittelschule‘ eine bedeutende Summe. Beiträge flossen überdies aus Wien, Graz, Traunsee, Stuttgart, Erfurt, Leipzig, Tübingen, Cannstatt, Breslau, Dillingen, aus Innsbruck und Meran usw. Prof. Dr. Alois Egger in Wien spendete dem Komitee 200 fl. ö. W. und dessen edle Frau unterstützt die Industrieschule in Proveis als eine wahre Mutter dieser Schule in großmütiger Weise. Alle Spenden überragt aber die wahrhaft kaiserliche Gabe von 600 fl., womit Se. Majestät unser gnädigster Kaiser Franz Josef I. das Komitee zu bedenken geruht hat.“ Es werden noch Bücherspenden erwähnt und den Bewohnern von Innsbruck Dankesworte gewidmet, „weil sie 6 Knaben jener Gemeinden, die sich als Lehrer ausbildeten, seit mehreren Jahren mit Kosttagen, Monatsgeldern usw. unterstützten.“

Über diese Dinge meldet Dreyer nichts, wohl aber über Steubs

Bemühungen, seine Landsleute im deutschen Reich aufzuklären, Geldhilfe herbeizuschaffen, seine Tiroler Freunde zu ermuntern, und tut daran ganz recht. Er gibt auch die von Steub beigebrachte Summe an: F. S. 85: „Bis 1872 hatte Steub 700 fl. gesammelt.“ Auf dem Wege von F. zu B. verliert Dreyer 100 fl.; denn B. S. 113 schreibt er: „Bis 1872 hatte Steub fast 600 fl. gesammelt.“ Falsch sind beide Angaben; in Wirklichkeit verhält es sich folgendermaßen: bis Ende 1871 kamen aus München durch Dr. L. Steub und Dr. v. Mayrhofer 465 fl. 5 kr., bis Ende 1872 von denselben beiden weitere 108 fl., macht zusammen 573 fl. 5 kr.; dabei hat Steub jedoch sein Sammelverdienst mit Dr. Josef v. Mayrhofer zu teilen, dessen Dreyer keine Erwähnung tut. Selbstverständlich fällt niemand ein, Steubs Verdienste zu schmälern; vielmehr sei ihm noch nachträglich für alle seine Bemühungen gedankt, besonders dafür, daß er auch in seinen späteren Schriften nicht müde wird, stets von neuem auf die gefährlichen Verhältnisse im Süden Tirols hinzuweisen. Doch jedem das Seine! Dreyer hält die Gelegenheit für günstig, hier wieder Seitenhiebe auszuführen: in der Fußnote 3 zu B. 113 merkt er an: „Innsbruck brachte in dieser Zeit nur 41 fl. auf; Bozen und Meran beteiligten sich überhaupt nicht.“ Alle drei Angaben sind falsch. Innsbruck spendete dem Ausschuß in dieser Zeit 142 fl. 50 kr., außerdem wurden, wie oben bemerkt, Lehramtskandidaten unterstützt; einzelne wandten ihre Spenden unmittelbar den Sprachinseln zu; Dr. Ficker und Dr. Stumpf, welche 1871 den Betrag von 393 fl. 41 kr. sammelten, waren Professoren der Innsbrucker Universität, gehörten also auch zu den Innsbruckern. Aus Bozen weist der Rechenschaftsbericht ex 1872 vom „Volksschulzweigverein“ 30 fl., von Meran ex 1871 und 1872 50 fl. aus. Im dritten Rechenschaftsbericht hat Innsbruck mit 359 fl. 33 kr. München mit 155 fl. 40 kr. bereits ums Doppelte überflügelt. — Somit haben wie wieder einen Teil der Dreyerschen Leistung einigermaßen beleuchtet.

Richten wir den Blick auf Dreyers Darstellung der persönlichen Beziehungen Steubs, die er schichtenweise durch das ganze Buch hin gelagert hat. Schwerlich empfängt der Leser einen angenehmen Eindruck davon. Nur allzu oft geriet Steub früher oder später mit seinen Freunden in Zerwürfnis, das teils wieder beseitigt, teils zu unheilbarem Bruche führte. Er nahm sich niemals ein Blatt vor den Mund, war aber sehr empfindlich, wenn ihm ein anderer die Wahrheit sagte. Recht kräftig charakterisierte einer der Leiter der Augsburger Allgem. Zeitung die Art Steubs, nachdem dieser eine

scharfe Kritik über ein Flurnamenbuch geschrieben hatte: „Wenn sich jemand erlauben wollte, in solchem Ton und noch dazu in der Allg. Zeitung von Ihnen zu schreiben, Himmel und Erde würden Sie in Bewegung setzen und alle Tintenfässer der Welt wären nicht groß genug, den Ihnen angetanen Schimpf zu rächen“ (abgedruckt B. 93). — Aus der Zahl dieser Zerwürfnisse ziehen wir zwei in Betracht, welche Tiroler betreffen und bei denen es gilt, Unrecht abzuwehren: die mit Beda Weber und Adolf Pichler.

Schlagen wir bei Dreyer F. 96 auf: „Die Freundschaft mit Beda Weber und Adolf Pichler ging leider in Trümmer, bei jenem nach kurzem Bestande, bei diesem nach dreißigjähriger Dauer — in beiden Fällen nicht ohne Steubs Schuld. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten, und es wäre töricht, seine Schwächen verschweigen oder beschönigen zu wollen.“ Das Urteil könnte man mit einiger Nachsicht für das abschwächende „nicht ohne“ gelten lassen, wenn Dreyer dabei geblieben wäre und sich weiterhin vor dem, was er selber „töricht“ nennt, bewahrt hätte. Das ist aber nicht der Fall. Lassen wir Beda vorläufig außer Betracht, weil wir im nächsten Teil, beim Sängerkrieg, darauf zu sprechen kommen, und bleiben bei Pichler. Bereits F. 106 erhalten wir wieder die Bescherung. Hier sucht Dreyer Pichler möglichst zu belasten, indem er ihn als einen Undankbaren hinstellt: „Steubs Empfehlung allein ebnete dem damals jugendlich-feurigen Stürmer den Weg zum Parnaß.“ Die Behauptung kann nur einer aufstellen, der Pichlers Leben nicht kennt; denn sie ist schon zeitlich unmöglich: als dieser Steubs Empfehlung erhielt, war er bereits lange in der Literaturwelt tätig und hatte in den „Frühliedern aus Tirol“ als Bannerträger die jungen Tiroler Dichter um sich geschart. Dreyer bringt noch andere Belege für Pichlers Undank, die er B. 79 ff. wiederholt und vermehrt. Ich halte mich daher an B. Hier schreibt er nichts mehr von Steubs „Schuld“ und „Schwächen“, die laut F. 96 „verschweigen oder beschönigen zu wollen töricht wäre.“ Steubs literarische Großtat für Pichler also bestand darin, daß er der Allg. Zeitung Skizzen von dessen „Erstlingswerk“: Aus dem welschtirolischen Krieg (1848), zur Aufnahme empfahl. — Zunächst ist die Allg. Zeitung nicht der „Parnaß“; alsdann waren die Skizzen so gut geschrieben, daß sie wohl auch ohne Empfehlung angenommen worden wären: in jedem Falle handelte es sich um eine Kleinigkeit und in jedem Falle wäre Pichlers Schriftchen dennoch gedruckt worden. Pichler bat zwar Steub um einen Verleger. Dreyer weiß F. 107 genau, daß Steub ihm einen solchen verschafft; allein in B. steigen ihm doch Zweifel auf, weil es sich „aus dem Briefwechel mit Pichler

nicht ersehen läßt“ — als wenn dieser die einzige Quelle wäre! Warum hat Dreyer nicht frischweg das Heftchen zu Handen genommen? Dann hätte er gesehen, daß es bei Keck in Wien gedruckt worden, den sicher nicht der Münchner Steub vermittelt hat. Pichler wünschte auch einen Verleger für seine „März- und Oktobertage.“ Allein auch da hat Steub entweder nicht gewollt oder nicht gekonnt; Pichler hat ihn selbst in seiner nächsten Nähe gefunden: Wagner in Innsbruck. Genau so verhält es sich mit Pichlers „Römerkönig“, der zuerst im Phönix zu Innsbruck gedruckt wurde. Also lauter Nieten! Aber Steub habe Pichler in literarische Kreise Münchens eingeführt. Auch das hat keine nennenswerte Bedeutung, denn Pichler hat einerseits nichts daraus gemacht, anderseits hat er Steub entsprechende Gegendienste geleistet, indem er ihm Bekanntschaften in Tirol vermittelte (darunter die mit Schneller), ihn durch Einladung zu neuen literarischen Unternehmungen ehren ließ, ihm seine „Lieder der Liebe‘ und seine „Hymnen“ übersandte. Endlich habe Steub Pichlers welschtirolischen Krieg angezeigt und ihn in seinen Werken oft lobend erwähnt. Dem steht gegenüber, daß Pichler öfters Schriften Steubs angezeigt, ihn auch sonst da und dort und noch 1877 (vgl. unten) anerkennend erwähnt hat. Das gleicht sich also rechtschaffen aus, und die besondere Dankbarkeit, die Pichler geschuldet hätte, ist nur eine Hilfskonstruktion, um Pichler ins Unrecht zu setzen.

Aber Dreyer erbost sich noch gewaltig über Pichler und wirft ihm B. 81 „merkwürdiges um nicht zu sagen maßloses Selbstgefühl vor, das mit den Jahren immer noch wuchs.“ Man ist auf den Beweis gespannt. Er entnimmt ihn aus einem Brief Pichlers an Steub: Am 29. Oktober 1858 ersuchte er (Pichler) Steub, eine Photographie Fallmerayers für das „Ferdinandeum“ in Innsbruck zu kaufen. „Wenn Sie den alten Recken sehen, so bitten Sie ihn in meinem Namen, unter besagtes Bildnis einen Autograph setzen zu wollen, und sagen Sie ihm zugleich nebst dem Ausdruck meiner Verehrung, daß ich ihn auch heuer wieder meinen Schülern als ein Muster deutscher Prosa kräftig empfohlen habe, was er immerhin als ein Verdienst anrechnen mag, da er selbst weiß, daß in Tirol gewisse Leute, welche jetzt das große Wort führen, es sich durchaus nicht angelegen sein lassen, ihm ein Lichtlein aufzustecken . . .“ Ich habe den Beweis wörtlich abgeschrieben, damit der Leser selber sehen kann, mit welcher Kunstfertigkeit Dreyer aus den Worten Pichlers, mit denen dieser dem viel verfolgten Fallmerayer seine Verehrung in Wort und Tat melden läßt, Hochmut herausliest. Was ihn eigentlich ärgert, verrät er in nachfolgendem Satz: Ein „Lichtlein für Steub ‚aufzustecken‘ hielt er nicht

für angebracht.“ — Also hätte Pichler 1858 auch Steub als Stilmuster seinen Schülern empfehlen sollen? Der Steub von 1858 hat das nicht verlangt und wohl auch kein anderer Billigdenkender; denn es rechtfertigt sich von selber, daß Pichler den Tiroler Studenten den fertigen heimischen Schriftsteller empfahl und nicht den jüngeren bayerischen, der selber von Fallmerayer lernte. Dreyer meint dann noch, Pichler hätte wenigstens später in seinen Lebenserinnerungen erwähnen sollen, „was er Steub verdankt.“ Daß er dazu keine Veranlassung hatte, habe ich oben dargelegt. Irgend einen nennenswerten Einfluß haben die beiden aufeinander nicht ausgeübt; dazu waren sie allzusehr von einander verschieden an Wesen und Stil. — Dreyer hat auch im Grillparzer Jahrbuch XXIV Pichler der Selbstüberschätzung beschuldigt, jedoch eine Wirkung damit um so weniger erzielt, als bald dahinter ein anders gearteter Artikel von B. Münz den seinen in den Schatten stellte. Mit derartigen Vorwürfen scheint Dreyer überhaupt freigebig zu sein: B. 101 wird auch Felix Dahn „etwas allzu großer Selbstgefälligkeit“ bezichtigt, weil er in einem Briefe an Steub — seine Arbeiten aufzählte!! B. 110, Anmerkung 2, erhält Dahn wieder einen kleinen Klaps, weil er an Steub, dessen Rose von Sewi flau abging, Übersetzungen einiger seiner Werke meldete, was diesen „gerade nicht angenehm berührt haben“ mag. Ich glaube, es gereicht Steub zur Ehre, anzunehmen, er habe sich über die Erfolge seines „erprobten Freundes“ gefreut.

Mit diesen bösen Eigenschaften Pichlers bringt Dreyer noch nicht die Katastrophe des Bruches heraus; darum sucht er B. 82 nach einer weiteren: „Mit der Zeit war dem selbstbewußten Pichler Steubs Tätigkeit für Tirol unbequem geworden; er betrachtete seine Heimat als die ihm gehörige Domäne und erblickte in Nichttirolern, die das gleiche Ziel verfolgten, kecke Eindringlinge in sein Bereich. Daher war ein Zerwürfnis mit ihm unvermeidlich.“ Der Beweis? Nun, den bleibt er schuldig. Begreiflich: wäre Pichler neidig gewesen, hätte er es früher sein müssen, als Steub seine besten und größten Werke über Tirol geschrieben, die Drei Sommer 1846, die Herbsttage 1867, und nicht erst bei den späteren kleineren Arbeiten, die nicht größer wurden, weil sie Steub zu Büchern vereinigt herausgab. Nach Dreyers eigener Angabe B. 82 hat Pichler noch 1869 eine Schrift Steubs empfehlend angezeigt. Aber noch weit später beklagt er in Edlingers Literaturblatt 1877, S. 137, daß Steubs Schriften nicht fleißiger gelesen werden: „Das ist ein echt deutsches Schicksal, von dem auch ein Fallmerayer, ein Forster, ein Gilm, ein Grillparzer, ein Senn, ein Steub und andere zu erzählen wissen“: er nennt also Steub in ehren-

werter Gesellschaft. In demselben Jahre (ebenda S. 151) hat er Steub neuerdings freundlich erwähnt. Wo Pichler ein schriftstellerisches Talent fand, war er stets gern zur Hilfe bereit, wenn er darum angegangen wurde; das haben auch Nichttiroler wie Kurz, Schnürer, Necker, Werner u. a. erfahren. Dreyers Anschuldigung ist um so kläglicher, als er sie fast wörtlich Steub nachgeschrieben, nur hatte sie dieser auf Beda Weber gemünzt; vgl. Sängerkrieg S. 45: „Er (Beda) betrachtete das Land Tirol ... als seine Domäne und war gegen jeden Eingriff höchst empfindlich.“ Diese Stelle betet Dreyer überdies noch B. 23 kritiklos nach, obgleich ich sie in meinem Buch über Beda Weber[1]) S. 223 f. als unrichtig dargetan habe. Heute füge ich hinzu, daß ein solcher Konkurrent, August Lewald, noch dem gestorbenen Beda Weber nachrühmte, wie sehr dieser ihm gerade wegen seines Werkes über Tirol gewogen war.

Damit haben wir den Höhepunkt von Dreyers Leistung nach dieser Richtung hin erreicht. Die Katastrophe bringt er aber auch mit dem untergeschobenen Konkurrenzneid nicht heraus, weil eben der unmittelbare Bruch nicht von Pichler ausgegangen ist. Die Dinge liegen nicht so bequem an der Oberfläche, wie Dreyer glaubt. Tief wurzelte die Freundschaft nie, sie war von Anfang mehr literarischer als persönlicher Natur; dabei hatten beide, namentlich in tirolischen Dingen, recht abweichende Ansichten, die sie jedoch nicht gegen einander ausspielten. Am 31. Mai 1862 veröffentlichte Pichler im Tiroler Boten einen scharfen Angriff auf Dr. Josef Streiter in Bozen und dessen Tätigkeit: „Daß sein Liberalismus gehörig verbreitet wurde, dafür hat er selbst gesorgt; seit es nicht mehr gefährlich ist, bekennt er sich zu manchem Büchlein, das er früher anonym in die Welt schickte, ebenso wie seinen Assessor (ein Lustspiel), von dem eigentlich niemand begreift, was außer der Langweile darin je Bedenkliches war“ ... Wir „empfehlen es allen Spitaldirektionen, indem sie sich dadurch, daß sie es den Patienten geben, manches Pfund Opium ersparen können“ ... „Streiter wurde sogar unter den großen Männern der Leipziger Illustr. Zeitung abgebildet und als Führer der Liberalen in Tirol proklamiert, eine Auszeichnung, die wir den Liberalen zu gönnen boshaft genug wären, gehörten wir eben nur nicht selbst zu den Liberalen.“ Dann folgt herber Tadel, weil Streiter in seinen „Studien eines Tirolers“ durch triviale Auffassung der Tiroler Freiheitskämpfe die „Geschichte seiner Heimat beschmutzte“ und weil er darin „schmählich das Andenken des verstorbenen (Freundes und Professors) Johann

[1]) Weiterhin kurz als BW. zitiert.

Schuler besudelte“ ... „Mag für den Verfasser seine Koterie auch auf das unverschämteste Reklame machen, Tirol hat keine Ursache, auf das letzte Werk seines Sohnes mit Stolz zu blicken.“ — Dieses herbe Strafgericht konnte auf Steub keinen guten Eindruck machen, da er sich selber zu den Vorkämpfern des Liberalismus rechnete und zur „Koterie“ Streiters gehörte, auf dessen Ansitz zu Paiersberg er sich öfter und gern aufhielt, dessen literarischer Vertrauter er war (wie wir im II. Teil noch sehen werden) und dem er in seinen Schriften bei guter Gelegenheit Anerkennung zollte. Doch hat Pichler hier, seiner Beziehung zu Steub Rechnung tragend, diesen geschont, indem er ausdrücklich hervorhob: am Assessor sei „nichts gut als der Name Steub, dem er gewidmet.“

Warf Pichler hier schon einen mißliebigen Blick auf den Liberalismus, so verschlechterte sich seine Stellung zu demselben in den folgenden Jahren mehr und mehr und damit auch zu den „Matadoren“ desselben. Bezeichnend hatte er schon 1863 in das Tagebuch geschrieben: „Liberal, aber nicht mit den Liberalen“ (Gesammelte Werke III, 83). Es setzte bald allerlei Reibungen. Pichler ärgerte sich, als bei Anbruch der eigentlichen liberalen Ära „wie Würmer nach einem Frühlingsregen plötzlich aus allen Winkeln, wo sie sich bisher geborgen, Liberale hervorbrachen“ (III, 39). Seit 1870 beginnt er sie anzugreifen, weil sie ihm zu wenig deutsch gesinnt waren (III, 101 ff. u. ö.). Es gesellt sich sein Zerwürfnis mit Prof. Wildauer, einem der liberalen Führer, dazu, ferner seine Entrüstung über das „niederträchtige“ (III, 23) Vorgehen der Liberalen gegen den geistlichen Professor Moriggl, bei dem sie das Briefgeheimnis verletzten, um ihm den Prozeß machen zu können. Auf liberaler Seite rächte man sich mit übler Nachrede, auch mit anonymen Pamphleten. Das Verhältnis verschlimmerte sich, als Deutschliberale mit liberalen Italienern zu paktieren anfingen. Außerdem entwickelten sich Streitigkeiten über Gilm. Und so spitzten sich die Dinge zu, bis liberale Zeitungen ihn öffentlich angriffen und er sich in den konservativen „Tiroler Stimmen“ dagegen verteidigte. Das poeta in patria hat Pichler gründlich durchgekostet. Es gab Zeiten, wo man sich in Innsbruck durch unumwundene Anerkennung Pichlers gerade Feinde genug zuziehen konnte. Ich habe es an eigener Haut verspürt. Dreyer verrät beinahe Lust, auch jetzt noch so eine kleine Fehme zu versuchen: er spricht bei Pichler gern von „eingefleischten“ Anhängern (konstruiert auch den schöne Superlativ „eingefleischtesten“) für solche, die er bei Steub Freunde oder Verehrer und noch lieber „begeisterte“ oder „glühende Verehrer“ nennt. Das ist verlorene Liebesmühe! Derartiges

Gefauche kann höchstens einigen Staub vom ehernen Standbild Pichlers auf dem Karl Ludwigplatz zu Innsbruck wegblasen, damit es um so heller im Sonnenglanz emporstrahlt. — Nichtsdestoweniger blieben Pichler auch zu den schlimmsten Zeiten in allen Parteilagern Freunde treu. Auf liberaler Seite war es besonders Karl v. Thaler bei der „Neuen freien Presse", der schirmend seinen Schild über ihn hielt, so oft er ins Gedränge kam. Und wie es bei bedeutenden Männern häufig sich ereignet, so auch hier: gerade die unabhängige Stellung, die Pichler bekundete, brachte ihm wieder neue Freunde. Höchst wirksam erwiesen sich die geistvollen Würdigungen Pichlers von Ferd. Kürnberger, wodurch der Sprechmeister Josef Lewinsky zu Pichlers Werken geführt wurde, der an dieser kernhaften Poesie großen Gefallen fand und durch seine öffentlichen, stark besuchten Vorlesungen viel zur Verbreitung derselben beitrug. Eine Wendung in Pichlers Haltung und Stellung trat mit dem Emporkommen der deutschnationalen Partei ein, die Pichler auf den Schild erhob.

Parallel mit dieser Entfernung vom Liberalismus ging Pichlers wachsende Hinneigung zum Volkstümlichen, namentlich zum ländlichen Tiroler Volk, aus dem er ja herausgewachsen war: „Das Volk hat meistens recht, manchmal auch die Menge" (III, 86). In seiner Dichtung erhielt sie den kräftigsten Ausdruck im Schnaderhüpfl-Duolog: „Der Anderl und sein Resei." Die erste Fassung stammt aus der Wende 1878-9 (vgl. III, 133); später arbeitete er sie um und schrieb darüber an Professor Brandl (1882): „Bei diesem Anlaß fühlte ich recht lebhaft, wie ich mit den besten Wurzeln tief im Volke hafte und als Enkel freier Bauern an der Etsch ihr Blut trotz aller Bildung rein bewahrt habe. Was bei mir plastisch, derb, kräftig und unmittelbar ist, fließt aus dieser Quelle und führt mich immer wieder auf sie zurück. Und das drängt sich bei zunehmendem Alter immer mehr hervor, wie meine Abneigung gegen alles Unwahre und Falsche steigt und zum Ekel wird. Ich habe zu lange die Alpenblumen vom Schrofen gepflückt, als daß ich bei unseren ästhetischen Putzmacherinnen einkehren soll" (III, 159). Er betont jetzt stärker als früher den Wert des ethischen Gehaltes in den poetischen Schöpfungen: „Stelle die Ästhetik nicht über die Ethik; denn diese ist die Grundlage menschlichen Seins und Beisammenseins" (III, 157). „Man überwindet künstlerisch nur, was man bereits sittlich überwunden hat" (III, 115). „Alle große Kunst geht aus dem Glauben an den Glauben" (III, 121). Seine religiöse Empfindung und sein Verständnis für die religiösen Bedürfnisse des Volkes wächst. Er selber liest wieder Thomas von Kempen, noch eifriger die Bekenntnisse des Augu-

stinus und denkt „großen Geistern der Scholastik und Mystik“ nach (III, 124). In Venedig ergreift ihn das Gefühl der Vergänglichkeit, und er ruft sich zu: „Wenn soviel Größe versinkt, was willst dann du, armer Älpler? Zerbröckeln doch die Gebirge unter deinen Füßen, und verstäuben nach und nach die Sterne im Weltenraum. — Geschichte und Natur predigen die Lehre der Vergänglichkeit, aber darüber leuchtet das Evangelium des Ewigen, ja es gibt ein solches, es ist!“ (III, 156). Auch leichte Wendungen gegen den Protestantismus werden bemerkbar: „Wir müssen es beklagen, daß die Neuschöpfung der deutschen Literatur nicht vom Volke oder vom Volke mit den Gelehrten begann, sondern von den Gelehrten allein, und zwar im protestantischen Norden und nicht zugleich im Süden. Der sogenannte protestantische Geist ist trotz aller Schärfe nicht immer die zureichende Wurzel des Grundes für eine große Kunst“ (III, 121). Er richtet sich gegen die Propagatoren des protestantischen Geistes: so in Edlingers Literaturblatt 1 (1877) S. 137, wo er von Alois Flir spricht, der als „katholischer Priester gar nicht einmal von dem ‚protestantischen Geiste‘ angehaucht war, den man wie das Gespenst Hamlets überall zitiert, auch wo er nicht zu brauchen ist.“ Er bewundert die Größe der katholischen Kirche: Es „gleicht keine (Kirche) die je war und ist, dem Wunderbau der katholischen, und die Zukunft kann die Alternative nur so stellen: entweder geistig frei für Dich als Einzelner, aber nie nach dem Gesetz der menschlichen Gattung; oder wenn Du Dich diesem Gesetz, welches auf Gesellschaft lautet, nicht zu entziehen wagst: Katholik“ [1]) (III, 125). — Vergleicht man die erste Fassung seiner Erlebnisschrift „Zu meiner Zeit“, welche er 1860 begonnen hatte (III, 79), mit der Neubearbeitung, die er später (1892) in Buchform herausgab, kommen allerlei beachtenswerte Änderungen zum Vorschein. So wirft er eine scharfe Stelle gegen den „Ultramontanismus“ aus, mildert „die ganze Mythologie des Katholizismus mit ihren zahllosen Heiligen“ in „die Legende mit den zahllosen Heiligen“ (S. 19 gegen 34), weist auf den Wert der Landesgeschichte für die Erziehung der Tiroler Jugend hin (S. 28); tadelt den Kultus des Nackten in der Kunst (S. 22 f.); preist die Keuschheit (S. 25); urteilt einsichtig über den Zölibat (S. 35) u. dgl. m.

Es steht in innerem Zusammenhang mit dieser ganzen Entwicklung, daß seine Begeisterung für Tirols Heldenzeit eine Steigerung er-

[1]) Das benimmt ihm nicht das Verständnis für die religiösen Bedürfnisse der protestantischen Gläubigen, in deren neuer Kirche er „tapfer ‚eine feste Burg‘ mitsingt.“ Er freut sich über den Ablauf der Zeit, wo der Glaube durch das Henkerbeil ausgebreitet oder befestigt wurde (III 136).

fährt, die den wertvollsten poetischen Niederschlag in einer neuen Gattung von Versepen erhält, von denen mehrere in rascher Folge nach einander geschaffen werden und die in Fra Serafico 1876 ihren Höhepunkt erreichen. Serafico, der heldenmütig für sein Vaterland gekämpft hat, dann unter und mit dem ländlichen Volke lebt und als Arzt und Priester sich dem leiblichen und geistigen Wohl desselben opfert, ist sein Idealbild. Daß er den Schauplatz nach Italien verlegt, erklärt sich aus seiner Sehnsucht nach dem Lande des Lorbeers, die im Grunde die alte Sehnsucht der Germanen nach der Sonne ist. Seit 1869 reiste er jedes Jahr nach Italien dem Frühling entgegen (III, 91).

Welchen Eindruck diese Entwicklung auf Steub machte, der seine liberalen Freunde in Innsbruck und sonst in Tirol hatte, im Urteil über die Tiroler Freiheitskämpfe mit Streiter harmonierte, gern auf den protestantischen Nordwind anspielte, erhellt am einfachsten aus den Vorwürfen, die er gegen Pichler erhob und worüber sich dieser in einem Brief an Brandl ärgerte (III, 143): „Mich bezeichnet Steub als Vertreter des Alttirolertums.“ Sieht man von der Übertreibung, die im „Vertreter“ liegt, ab, so muß man bekennen, daß Steub den richtigen Kern gar wohl getroffen hat: nach dieser Richtung bewegte sich Pichlers Entwicklung und brachte ihn den Konservativen näher, welche das „Alttirolertum“ am besten bewahrten; nicht zufällig hatte Pichler sich zu seiner Entgegnung auf liberale Angriffe das Hauptblatt der Konservativen ausgewählt und ebensowenig zufällig liess er nun auch Verschiedenes von seinen Dichtungen hier abdrucken oder nachnachdrucken. — Darin aber hatte Steub unrecht, daß er einen Tadel daraus formte: wir sehen gerade heute wieder, wie alter Tiroler Geist und neue Waffen gegen den alten Erbfeind im Süden neuerdings Heldenwunder wirken. — Wenn Steub zugleich bei Pichler zu wenig Anerkennung für den „deutschen Geist“ fand, so hatte Pichler das Recht, sich zu ärgern; denn das war nur die alte Leier der Liberalen, die sich so lange für die deutschesten hielten, bis es ihnen niemand mehr glaubte. In einer Kritik des Jahres 1879 verhöhnte Steub auch die Alpenhaftigkeit Pichlers, wie wir gleich hören werden.

Also fand Steub bei Pichler allerlei Mißfälligkeiten, die ihn von diesem entfernten. Aber auch bei Pichler war die „Freundschaft“ im Abnehmen. Er sah, wie ich aus meinem vielen Verkehr mit ihm seit 1876 weiß, in Steubs späterer Schreibart keine Entwicklung nach aufwärts, eher Erstarrung und Hinneigung zur Manier, weswegen dessen erstes großes Werk, die Drei Sommer, auch sein bestes blieb, und selbst gegen dieses machte er mehrfache Einwendungen,

welche er später auch in der Presse verlautbarte; die Rose der Sewi erregte schon stofflich sein lebhaftes Mißfallen. Er vermißte ferner oft die Tiefe, wo Steub sich über schwerwiegende Fragen mit heiterem Scherz hinwegschwinge, was zwar unterhältlich sei, aber den ernsten Denker unbefriedigt lasse. Was Pichler dann beim alten Steub am meisten mißfiel, hat er überscharf im angezogenen Briefe (III, 143) ausgesprochen: Steub nehme „mit den Jahren nicht an Milde und Weisheit, sondern nur an kleinlicher Suffisance und plattem Dünkel“ zu. „Man möchte ihm gern ein ruhiges Alter gönnen, aber er läßt niemand in Fried und macht sich überall unmöglich, weil er sich für die Achse hält, um die sich alles drehen soll.“ Man sieht hier die unangenehme Wirkung der verschiedenen literarischen und persönlichen Streitigkeiten Steubs auf Pichler, wobei dieser freilich der eigenen Fehden vergaß. Beide glichen sich eben hierin, daß sie gern Hiebe austeilten, aber sehr empfindlich waren, taten es andere gegen sie. Auch unerbauliche persönliche Begegnungen setzte es, wobei Pichler die derbere Seite hervorkehrte. Dazu kamen Zwischenträgereien, worauf wir hier lieber nicht eingehen.

Aber trotz seiner Abkühlung dachte Pichler nicht an einen offenen Bruch. Dieser kam von Steub. In Edlingers Literaturblatt II (1878)[1]), S. 715 erzählte Pichler von einem 1843 in der Augsburger Allg. Zeitung anonym erschienenen Artikel, der großes Aufsehen erregte. Man riet nach dem Verfasser: „Erst hatte man L. Steub in Verdacht; der verschwor sich aber hoch und teuer: es solle ihn der Menzel[2]) fressen, wenn er auch nur mittelbar beteiligt wäre.“ Man mag vielleicht diesen Witz Pichlers derb nennen, etwas Verletzendes enthielt er nicht, er war von Pichler sicher nur scherzhaft gemeint, zumal er Steub nicht lange vorher in demselben Blatte freundlich erwähnt hatte. Steub jedoch nahm ihn übel auf und beantwortete ihn mit einer bösen Kritik der Pichler'schen Epigramme „Zu Literatur und Kunst“ (Innsbruck, Wagner 1879) in der Augsburger Allgem. Zeitung, bald darauf erweitert abgedruckt im Büchlein „Aus Tirol“ (1880) S. 107 ff. Steub stürzt sich auf die derben Epigramme und erwähnt nur nebenbei in einer Anmerkung, daß sich auch einige finden, die „eine angenehme Lektüre bieten ... und zeigen, wie fein A. Pichler, wenn er nicht zürnt, zu fühlen vermag.“ Ich bin kein Freund dieser derben Epigramme, Pichler hätte sie leicht mildern

---

[1]) Bei Dreyer B. 82 steht natürlich wieder die falsche Jahreszahl 1879.

[2]) Gemeint ist Wolfgang Menzel, der Literarhistoriker und damals gefürchtete Kritiker.

können. Allein der Leser erhält aus Steubs Darstellung eine falsche Vorstellung, da die derben nicht ein Viertel der Gesamtzahl ausmachen. Alsdann ist dieser Gattung die Derbheit von Haus aus erlaubt; es haben sie daher die antiken und die neuhochdeutschen Klassiker nicht verschmäht. Ferner hatte Pichler einen Teil dieser derben schon 1869 „In Lieb' und Haß" herausgegeben, wo sie Steub nicht gekränkt zu haben scheinen. Hier wie dort bilden sie den Kontrast zu den feinen und entsprechen Pichlers Neigung, zwischendurch die Dinge recht kräftig im bewußten Gegensatz zu allem Heuchlerischen, Geschniegelten, Geleckten herauszusagen. Wer Pichlers Stil kennt, weiß, wie oft er damit eine vorzügliche Wirkung erzielt; besonders lehrreich ist mir die Stelle III, 85, wo er die Natur selbst zum Gegensatz verwendet: „Tritt nachts aus dem Saal, wo der Karneval tobt, die Kerzen leuchten, die Juwelen schimmern, die Kleider bauschen, der Moschus duftet und die Schminke lügt. Draußen ist die Luft kalt und klar, unzählige Sterne funkeln und verkünden dir durch den Wandel die ewigen Gesetze der Natur; sie fordern auch dich auf, den Tand abzustreifen und einzukehren in das Ewige."

Steub verhöhnt Pichler außerdem, weil er in den Epigrammen die verurteilten Literaten nicht mit Namen nenne. Ja, wären dann die Epigramme versöhnlicher und nicht vielmehr verletzender geworden? So kann sich der einzelne beliebig in seiner Gattung getroffen fühlen oder nicht. Bösartig endlich wird Steubs Kritik, wo sie in persönliche Beleidigungen ausartet. Er wirft ihm Eitelkeit und Derbheit vor, heißt ihn Rüpel, den „allerwärts unfeinsten unter seinen Landsleuten," erinnert ihn an die „Menschlichkeiten seines Erdenlebens", rückt ihm die Genies vor Augen, welche „notorisch nur deswegen nicht vorwärts kamen, weil sie keine Erziehung hatten und nie weltläufig wurden" (NB. Pichler war damals sechzig Jahre alt!); er ruft ihm zu: „Gründe zur Sühne einen lebensfrischen Verein ‚für feinere Formen und edlere Sitten' oder verfasse einmal für die rhätische Alpenwelt ein geistreiches Komplimentierbuch oder ein Werk wie ‚der gute Ton' von Ebhardt, oder einen Nachtrag zu Knigge's ‚Umgang mit Menschen' . . . Du bist jüngst von deinem Kaiser — nicht unverdient — in den Adelstand erhoben worden und schreibst dich jetzt Adolf v. Pichler, Ritter v. Rautenkar. Noblesse oblige! Den Herrn von sehen wir schon seit Jahr und Tag, aber noch immer nicht — den Ritter." Von diesem letzten Spott wußte Steub nur gar zu gut, wie er Pichler in die Seele schneiden würde; denn dieser hatte sich nicht seinetwegen adeln lassen, sondern weil er als treubesorgter Vater vermeinte, es könnten seinen Kindern dadurch die Lebenswege

in etwas leichter gemacht werden. Aber damit nicht genug: noch auf ein politisches Hochgericht muß er ihn schleppen: „In Tirol hat die Sache auch ihre politischen Nachteile. Die Italiener, die Welschtiroler, werden die Deutschen aus der Pichler'schen Schule nie als ebenbürtig, sondern nur als eine halbbarbarische Raçe gelten lassen. Wenn in jenem Lande die überlegene Kultur auf Seite der Deutschen stünde, so würden sich die Welschen viel leichter assimilieren." — So reden sonst nur die Irredentisten! In anderen Schriften Steubs liest man einen besseren Text: in den Drei Sommern z. B. druckt er II, 402 ff. Noë gerade das gegenteilige Urteil nach. Aber hier galt es eben, Pichler auch noch damit zu kränken.

Eine solche Kritik muß einen peinlichen Eindruck hinterlassen. Derselbe wird verstärkt, wenn man im Büchlein „Aus Tirol" weiter liest und auf zwei andere Zankartikel stößt. Beim zweiten erklärt Steub ausdrücklich S. 166: er wolle „ein kleines harmloses Sündenregister aufstellen" . . . dabei „mit aller Schonung und Rücksicht verfahren, auch keinen Namen nennen, damit sich niemand ärgere." Also was er kurz vorher bei Pichler so herb getadelt, tut er hier selber, und zwar aus „Schonung und Rücksicht" und hat damit recht, aber umsomehr unrecht bei Pichler. Auch im anderen Artikel nennt er die Angegriffenen nicht mit Namen. Wie konnte er die drei Artikel in dasselbe Büchlein bringen, ohne, gelinde ausgedrückt, die Unstimmigkeiten zu merken? Dieser andere Artikel enthält eine grimme Polemik gegen den Aufseher und die Vorstandsherren des Kufsteiner Lesekasinos, welche mit einer seltenen Auswahl verletzender Schimpfworte bedacht werden: „unbegreifliche Taktlosigkeit", „Lümmelei", „notorischer Flegel", „trivial", „roh", „gemein", „schamlos", „gelogen" usw. bis zur Aussicht auf eine „wohlverdiente Ohrfeige." Den Diener bezeichnet er als „lang gezogenen Caliban . . . von unbezähmbarer Wildheit", der „seine eigenen Wohltäter frißt." — Da haben wir ja dasselbe Bild von „fressen" in vergröberter Auflage, welches ihn bei Pichler so sehr in Harnisch gejagt hatte! Der gutmütige Leser fragt sich: wie kam gerade der Verfasser dieses Artikels dazu, bei Pichler den Anstandslehrer zu spielen, und müßte derselbe nicht vor Pichler das politische Hochgericht besteigen, wenn es überhaupt einen Sinn hätte? — Pichlers gesammelte Epigramme haben übrigens Anwert genug gefunden: E. Engel z. B. ziert einige Kapitel seiner Literaturgeschichte mit Motto aus denselben, und in der Gesamtausgabe von Pichlers Werken erschienen sie bereits als IV. Auflage, trotzdem die ganze Gattung als schwere Gedankendichtung nicht für weitere, sondern nur für kundige Literaturkreise vorhanden ist.

Damit war die Feindschaft zwischen Steub und Pichler besiegelt und vor aller Augen dargetan. Kein Einsichtiger kann die Schuld auf Pichler wälzen. Waren sie auch nur mehr äußerlich Freunde, so hätten sie doch ruhig neben einander hergehen können; Pichler hat denn auch bis 1877 in seinen Briefen den freundschaftlichen Ton festzuhalten (vgl. unten S. 70, Anm. 1), desgleichen in der Öffentlichkeit verträgliche Literaturbeziehungen zu bewahren gesucht (vgl. oben S. 26 f.). Steub hat dies nicht gewollt oder nicht bedacht. Da beide nun der deutschen Literaturgeschichte angehören, muß man auch wissen, wie es sich zugetragen hat.

Von dieser Abhandlung Pichlers über tirolische Literaturgeschichte in Edlingers Zeitschrift nahm Steub auch die Veranlassung zu einer Reihe von Artikeln, die er später erweitert in Buchform als „Sängerkrieg in Tirol“ herausgegeben hat. Darüber im zweiten Teil.

II.

Beda Weber, den Benediktinerprofessor am Gymnasium in Meran, und den Advokaten Dr. Josef Streiter auf Paiersberg zu Bozen verband in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts eine Seelenfreundschaft von seltener Tiefe und Innigkeit. Sie erinnert an die Freundschaftsschwärmerei des 18. Jahrhunderts. Liebe zu Kunst und Wissenschaft, Gefühlsseligkeit, Übereinstimmung der meisten Lebensanschauungen einigten die beiden. Die geheimsten Herzenswinkel schlossen sie vor einander auf. Sobald Beda von seiner Berufstätigkeit abkommen konnte, eilte er nach Bozen und wohnte in Paiersberg, wo er sehnlich erwartet wurde und sein eigenes Zimmer, das „Bedazimmer", bereit fand. Las der geistliche Freund die Messe, besorgte der weltliche gern das Amt des Ministranten. Mit Beda machte der Advokat sogar die Neigung jener Zeit zur Mystik teilweise mit, gab diesem im Mai 1838 Ratschläge bei Ausarbeitung des Buches über die Mystikerin Johanna vom Kreuz, war damit einverstanden, daß ihm das Werk gewidmet werde, und versuchte sich selber in mystischer Dichtungsweise. Wie Beda war er dem Protestantismus abhold. Auf einer Reise in Deutschland, die er 1839 unternommen hatte, schreibt er am 25. Juni von Dresden aus: „Gestern um zwei Uhr langte ich in Dresden an. Der erste Tag machte mir lange Weile ohne Ende. Unglücklicher Weise geriet ich anfangs in die große protestantische Kirche, wo mir ein so kalter Schauder aufs Herz fiel, daß ich nicht begreife, wie diese Menschen mit einem solchen Kultus leben können." Und noch abfälliger äußert er sich auf einer zweiten Reise durch Deutschland am 9. August 1841: „Der Stadt Stuttgart fehlt wie allen protestantischen Städten ein großer Schmuck, nämlich der der Kirchen. Von außen und von innen macht dies einen widerlichen Eindruck. Es ist, als ob diese Leute nie an Gott dächten; selbst das, was sie an Gotteshäusern besitzen, ist bloß Sonntags früh einige Stunden geöffnet und selbst da nur von wenigen besucht.

Dieser auffallende Mangel an öffentlicher Gottesverehrung muß auch dem nur ganz oberflächlichen Denker mißfallen; oder soll denn das Leben allem gewidmet sein, nur ihm nicht, dem Erschaffer, Erhalter, Erlöser? Selbst Türk und Jude haben mehr Sinn dafür, oder sollte dies bei ihnen wohl gar Mangel an Kultur sein? An das Beten im stillen Kämmerlein glaub ich nicht, zumal wenn ich die große Demoralisation der protestantischen Städte im Vergleich zu den katholischen betrachte“ [1]).

Beide jedoch waren leidenschaftlich. Beda spricht selber von seiner reizbaren Natur. Auf Streiters Hitze und Erregbarkeit hat der Bozener Volksmund einen guten Witz geprägt: er hatte lichte Haare und so sagte man, er trage Zündhölzchen auf dem Kopfe; als dann Streiter seine „Lebensquelle“, eine kleine, matte, dunkle Dichtung, die nichts von Hitze an sich hatte, veröffentlichte, nannte sie derselbe Volkswitz „das kühle Brünnl.“ Durch den Tod seiner inniggeliebten Gattin (1837) verlor er die sanfte Zügelung einer feinfühligen Frau und geriet bald da bald dort aus dem Geleise, was auch der Freundschaft Schaden brachte. Wir vernehmen Klagen Bedas über Streiters Eifersucht: er wollte nicht dulden, daß Beda auch mit anderen Freunden vertraut verkehre, ebensowenig sollte dieser in Bozen Familien außer der Streiter'schen besuchen. Eifersucht ist ja auch eine Liebesäußerung; sie war daher leicht zu ertragen, und Beda beruhigte ihn mit herzlichen Worten: „Gegen Dich ist nichts gemeint als meine unveränderliche Liebe, die ich Dir schuldig bin, die ich Dir zugewandt seit meiner frühesten Jugend, weil sie Bedürfnis meines Lebens und meiner Lebenslust ist.“ Ähnlich verhielt es sich mit allerlei Neckereien, z. B. Anspielungen auf ihre Freundschaft, welche sich Streiter auf Postsendungen an Beda erlaubte. Beda nahm sie von der besseren Seite und knüpfte freundschaftliche Mahnungen daran: „Ich erhob (das Buch) selbst auf der Post in Meran; man lachte mir laut ins Gesicht über den Titel und ich natürlich mit. Ich erkenne darin gerne Deine Liebe zu mir, denn nur gegen Geliebte erlaubt man sich solche, an sich sehr unschuldige Scherze. Indes muß ich doch für unsere baldigen Vierziger den freundlichen Wunsch hier ausdrücken, daß wir unser enges Verhältnis nicht auf diese Weise der kalten, verruchten Welt preisgeben. Übrigens grüße ich Dich, liebster Freund, mit heiliger Innigkeit als einen der wenigen Edlen und Freien, die in der eklen Gemeinheit dieses Lebens nicht allen Gottesadel eingebüßt. Ich liebe Dich deshalb mit unauslöschlicher Vorliebe und

[1]) Steubs „Sängerkrieg in Tirol“, S. 113 u. 135; hinfür als Skr. zitiert.

Zärtlichkeit und fühle minder den Druck der Gegenwart, weil ich mich an Dich anschließen und Deiner Liebe mich freuen kann (Skr. 315). Übler wirkten ein paar andere Untugenden Streiters. So eine gewisse äußere Derbheit seines Wesens, worüber auch der etwas ferner stehende Freund Johannes Schuler, landschaftlicher Archivar zu Innsbruck, klagte: Du könntest füglich „Dein eigener Hausknecht sein," schrieb dieser ihm einmal. Beim hitzigen Beda gab es Funken: „Was Du Geradheit nennst, ist ein Prügel ins Gesicht, und von diesem kann und darf ich nichts wissen . . . Da Du mir meine vermeintlichen Fehler so scharf vorhältst, darf ich wohl auch Dich, den Mann der Vollkommenheiten, dem nie auch das mindeste Fehlerchen anklebt, erinnern, daß man nur mit eigenen Augen allzeit recht sieht und nur vor sich selbst allzeit Recht hat. Da ich nun obendrein vierzig Jahre alt bin, so wirst Du vergeblich das Beugen meines kleinstädtischen Rückens nach dem unvergleichlichen Augenmaße Deiner großstädtischen, hochherzig denkenden Holzpantoffelherrschaft einrichten wollen. Gib es auf, es bleibt doch, wie es ist" (Brief vom 8. Oktober 1838, Skr. 297). Der Tadler wird also herb genug in die Schranken heilsamer Selbstprüfung zurückgewiesen.

In diesem Brief beschuldigt Beda seinen Freund außerdem, daß er „jede Rede der zutraulichen Freundschaft mißbrauche." Das Schlimmste aber war, daß Streiter beide Ohren offen hielt für Klatsch und Zwischenträgereien. Das wurde nicht nur von Beda, sondern auch von anderen damals und später an ihm getadelt (vgl. Pichler, Gesammelte Werke III, S. 114). Grelles Licht hierauf wirft ein Brief Bedas an den Bürgermeister Haller in Meran, der zugleich Vizedirektor des Gymnasiums dort war, vom 28. Februar 1840: Streiter habe ihm bei einem Mahle des Grafen v. Wolkenstein in Bozen vorgeworfen: es bestehe die Ansicht, Beda sei eines Vergehens wegen vom Meraner Gymnasium weg und als Kooperator nach Passeier versetzt worden[1]); Haller hätte das bestätigt. (Nun führe ich wörtlich an) „Dabei muß ich aber ausdrücklich bemerken, daß ich Streiters Aussage mehr auf seine als auf Ihre (Hallers) Verantwortung setzen zu müssen glaube, da mirs unmöglich ist, auch nur von weiter Ferne zu glauben, Sie könnten sich im angedeuteten, nach meiner Empfindung unwahren Sinne haben verlauten lassen. Ich antwortete nichts als die allen Gegenwärtigen schuldige Bemerkung, denn alle schauten mich groß an, daß ich nicht glauben könne, daß Haller dies gesagt

[1]) Das Gerede war grundfalsch. Wir können nachweisen, wie ungern der Prälat Beda nach Passeier ziehen ließ; vgl. Beda Weber S. 179.

habe; denn er sei mir stets als ein im innersten Grunde wahrhafter Mann erschienen. Hiemit fiel die ganze Sache; ich ging aber abends nicht mehr ins Streiter'sche Haus und werde es auch in Zukunft sorgfältig vermeiden. Streiter kam den andern Tag noch einmal zu mir, in verwirrten Entschuldigungen sich zu rechtfertigen; aber bei seiner Art, bei dem Umstande, daß ich in Bozen gegen seine Ansicht mit Giovanelli und anderen Häusern nicht brechen will und kann zu seinem großen Verdrusse, steht zu erwarten, daß Sie noch öfters als mein verfällender Richter werden passieren müssen ... Ich bemerke ausdrücklich, daß Sie gegen mich keine Verteidigung Ihrer Handlungsweise brauchen: ich kenne Sie und Streiter und weiß, wie unwahr Streiter oft redet" (BW. S. 214).

Man fragt sich umsonst, was Streiter verleiten konnte, solch unwahrem Gerede Gehör zu schenken und solche Szenen herbeizuführen. Machte es ihm Spaß, seinen Freund in Verlegenheit zu bringen? Oder war es Skandalsucht, wobei er doch voraussehen mußte, daß sie gegen ihn ausfallen werde? Als Streiter sah, was er angerichtet, setzte er alle Hebel in Bewegung, den erzürnten Freund zu versöhnen. Dieser zeigte sich anfänglich zurückhaltend: „Daß unsere Differenz ausgeglichen sei, kann ich leider nicht sagen. Sie ist erledigt, ja! Aber weiter nichts. Ich muß die Sachen nehmen, wie sie sind, zu streiten habe ich weder Lust noch Zeit ... Übrigens wirst Du bei mir stets die wohlwollendsten Gesinnungen antreffen und auch im herbsten Momente werde ich nie Gleiches mit Gleichem vergelten" (Skr. 310). Nun ruft Streiter in drei Briefen nach einander die Vermittlungshilfe Schulers an, welcher sie gern leistet, daneben aber Streiter wiederholt ernstlich ins Gewissen redet: „Deinem Wunsche gemäß habe ich zwischen Dir und Beda eine Art Vermittlung ausgeführt; es hätte indessen derselben kaum bedurft, da Beda trotz allen Mißverständnissen und von Dir empfangenen Stößen Dich innerlich im Herzen immer gleich liebt und mir über Eure gegenseitige Annäherung erfreut zu sein scheint ... Du mußt ihn sehr malträtieren und weder sein Herz noch seine Stellung nach außen im geringsten respektieren, wenn er sich einmal notgedrungen glaubt, einen Bruch mit Dir zu riskieren. Sei also künftig vernünftiger und milder; Du bist selbst guten Herzens und Sinnes, aber Du hast eine Kruste von Derbheit um Dich gezogen, die zu durchbrechen — wenigstens ohne Verletzung — selbst Deinen besten Freunden sehr oft schwer möglich wird ..... Vor allem horche auf kein fremdes Geschwätz, und wenn Dir etwas zu Ohren kömmt, so ignoriere es oder deute es, aufs tiefste in Bedas Persönlichkeit eingehend, zum Besten ... Alle Neckereien und Nörgeleien,

alles Zwischenreden Dritter führen nur zum Unheile“ (Skr. 310 ff.). Streiter verspricht alles Gute, sucht aber sein Betragen zu beschönigen: „Aufrichtig gesagt: was uns entzweit, liegt etwas tiefer als in einer abstoßenden Außenseite, allzuderben Spässen u. s. w. Ich fand an ihm seit einiger Zeit nicht mehr den alten, herzlichen, sich ganz in Liebe hingebenden Freund, und diese Abnahme an Wärme gab meinem Hange an derben Äußerungen in wilderen Auswüchsen Raum, als mir selbst lieb war. Ich will aber nichts unversucht lassen, mich mit ihm wieder auf den alten Fuß zu setzen; denn ich habe ihn herzlich lieb“ (BW. 215). Ist das nicht eine klobige Naivität? Er wundert sich, daß der Mann, den er bald so, bald so abquält, kühler wird! Beim gefühlsüberschwänglichen Beda erreichte er nichtsdestoweniger sein Ziel. Bald schreibt ihm dieser wieder versöhnt: „Niemand ist bereitwilliger, alles zu vergessen, als ich. Unsere Mißverständnisse nutzen nur unseren Feinden und es ist nach so langer Zeit treuen Einverständnisses auch in sittlicher Beziehung ärgerlich“ (Skr. 313).

Es dauerte aber nicht lange, hob Streiter wieder an, wobei Tratschereien und Neckereien die alte Rolle spielten. Auch an Beda machten sich Zwischenträger heran, dieser lehnte sie jedoch ab. Am 5. September 1841 schreibt er an Streiter: „Heute war auch ein Besuch da, der viel über Dein Advokatenwesen klagte und beschuldigte. Ich wurde dadurch verstimmt und fühle mich immer mehr gedrungen, mich von diesem abscheulichen Weltgeklatsche ab und ins Heiligtum treuer Liebe und Freundschaft hineinzuflüchten, das mir in Dir seit meiner Jugend offen steht, unbekümmert um alles außer mir“ (Skr. 323). Leider hat Streiter dieses Beispiel nicht nachgeahmt, und so schwankt dieses Verhältnis unerquicklich auf und ab. Wie tief Beda darunter litt, zeigen besonders zwei seiner Briefe; der eine vom 24. Juni 1841: „Ich war durch Deinen (Streiters) Brief so aufgeregt worden, daß ich auf der Stelle, wenigstens auf einen Tag (nach Paiersberg) hinunterlaufen wollte. Weinend vor Schmerz ging ich in mein Zimmer und wußte mir in meiner unbändigen Stimmung nicht zu helfen.“ Dem zweiten fehlt die Zeitangabe, er entstand wahrscheinlich etwas später: „Unsere freundschaftlichen Verhältnisse seit zwanzig Jahren leiden immer mehr und ich leide mit ihnen. Ich kann meine Liebe zu Dir nicht vergessen, und einige Erinnerungsgegenstände von Dir verwunden beim Anblick meine tiefste Seele. Ich bitte Dich, mache dieser Sache ein Ende. Ich muß darüber zu Grunde gehen. Ich bin daher entschlossen, alle Forderungen von Deiner Seite, auch schmerzliche, einzugehen, wenn sie nur einiger-

maßen billig sind, um mein eigenes Herz zu retten, das mit so glühender Liebe an Dir stets gehangen ist und noch hängt. Ich bitte Dich, diesen Umstand wohl zu erwägen. Ich sage nichts vom Übelstande, den ein Bruch unserer Freundschaft vor unseren Feinden haben wird; mir ist die Welt gleichgiltig im Vergleich mit den unabweislichen Bedürfnissen meines Herzens. Es kann Dir meine Liebe zu Dir nicht wohl zweifelhaft sein, sonst könntest Du Dir nicht fortwährend kleinliche Neckereien erlauben, die bei einem empfindlichen Menschen, wie ich bin, notwendig eine Erkältung zur Folge haben müssen. Wenn Du sie aber wirklich mit voller Überzeugung anwendest gegen Deinen einzigen, ältesten Freund, der mit der uneigennützigsten Liebe stets an Dir gehangen in allen guten und bösen Fällen Deines Lebens, so hättest Du offenbar die Absicht, meiner los zu werden. So schmerzlich das für mich wäre, müßte ich gleichwohl annehmen, was nicht zu vermeiden ist. In diesem Falle scheiden wir aber lieber als Männer, als Freunde, deren Innigkeit nicht so bald wiederkehren wird an andern, die auch fürs ganze Leben getrennt, doch den Herd ausgebrannter Zuneigung nie vergessen, nie ganz erkalten lassen, was ich meinerseits im tiefsten Gewissen vor Gott versichern kann“ (Skr. 317 f.). Man sieht, wie Beda ganz unter der Gefühlsmacht dieser Freundesliebe steht. Sie zu retten, ist er zum Äußersten bereit. Ein Verstandesmensch hätte die Vergeblichkeit schon lange eingesehen. Eine Heiratsgeschichte Streiters im Sommer 1842, welche diesem auch von anderen Tadel eingetragen, brachte das Ende dieser merkwürdigen Freundschaft (vgl. BW. S. 217). Später hat sich Streiter auch mit Schuler und anderen Freunden zertragen (vgl. S. 63).

Die Bitte Bedas, selbst im Trennungsfall wie Männer auseinanderzugehen, die nie vergessen, was sie sich einst gewesen, hat Streiter nicht im mindesten gerührt. Alsbald schrieb er heimlich eine boshafte Besprechung von Bedas 1842 bei Cotta herausgegebenen „Liedern aus Tirol“, die vielfach unter seinen Augen entstanden waren, von denen er selber sich eine Sammlung angelegt hatte, und veröffentlichte sie ohne Namen im „Wiener Zuschauer“ (Jahrgang 1843). Hatte er ihm früher manche Unbill angetan, so war es doch mehr in camera caritatis geschehen; jetzt dagegen stellte er ihn in der Öffentlichkeit bloß. In demselben Jahre ließ er auch seine eigenen Gedichte bei Wagner in Innsbruck drucken unter dem Decknamen Berengarius Ivo. Wenn nun seine Sammlung, nachdem die Bedas ausgiebig getadelt, ebenso ausgiebig gelobt würde: welch triumphalen Aufschwung müßte sein ganzes Ansehen gewinnen! Unter den Erdengütern allen

schien ihm der Ruhm das höchste doch. Auch in seinen Gedichten hatte er der Sehnsucht nach dem Lorbeer, der „hoher Sänger Stirne schmückt“ und ihm „wie keine Königskrone das arme Herze erfreuen möcht,“ bewegten Laut gegeben. So schritt er denn selber an diese erhebende Aufgabe und verfaßte in aller Heimlichkeit einen Artikel: „Poetische Regungen in Tirol“ (erschienen am 6. Dezember 1843 in der Augsb. Allgem. Zeitung, natürlich namenlos, vgl. S. 32): er enthält eine Musterung der Tiroler Dichter des 19. Jahrhunderts bis zu Berengarius Ivo, der so ziemlich als Mittelpunkt des tirolischen Parnasses erscheint. Verkapptes Selbstlob ist oft genug vorgekommen, auch daß einer, um selber steigen zu können, andere drückt, findet sich nicht selten; einen eigenartigen Eindruck dagegen erweckt es, wenn er hier sich selber Rat und Zuspruch, wohin er fernerhin seinen Pegasus am erfolgreichsten lenken könnte (zum historischen Drama), erteilt, seine eigene Rezension über Beda tadelt und, um diesem Selbstwiderstreit Halt und Nachdruck zu geben, verständiger und günstiger über Bedas Gedichte urteilt als früher. Außerdem beklagt er die Abgeschlossenheit Tirols, lobt jetzt an sich protestantische Keckheit und sticht auf die Jesuiten. Demnach mußte in jüngster Zeit eine starke Veränderung in ihm vorgegangen sein.

Die Klage über die Abgeschlossenheit erklärt sich aus seinen Reisen: sie hatten seinen Gesichtskreis erweitert und zeigten ihm nun manches in Tirol in verkleinertem Maße. Im Auslande hatte er mit großen Zeitungen Verbindungen angeknüpft, auch sie weiteten seinen Geist und gaben ihm neuen Schwung, änderten aber nicht seine Stellung zum Protestantismus, wie gerade die Reisebriefe darlegen. Die Umwandlung muß nachher erfolgt sein. Sie steht im Zusammenhang mit jener Bewegung, welche der Auszug der protestantischen Zillertaler aus und der Einzug der Jesuiten in Tirol hervorgerufen haben. Aus- und Einzug folgten zeitlich bald nach einander, man nennt sie gewöhnlich zusammen, trotzdem fehlt die ursächliche Verbindung zwischen beiden. Ich habe sie in meinem Buch über Beda Weber nur gestreift und will jetzt auf Grund verläßlichen Materials darauf eingehen, weil eine nähere Veranlassung dazu vorliegt.

Über die Zillertaler wurde später viel geschrieben und gesungen, leider nicht sine ira et studio. Das Buch von Gasteiger (Meran 1892) hat wenig Beachtung gefunden, obgleich es zum größten Teil auf urkundlichem Material ruht und das beste ist, was darüber veröffentlicht wurde. Doch läßt es Lücken und ist nicht frei von Unrichtigkeiten und Einseitigkeiten. Weil damals die Landtagsverhandlungen nicht öffentlich waren, auch die Zeitungen nichts oder nicht viel davon

meldeten, bildete sich eine nebelhafte mündliche Überlieferung aus, die sich rasch von der Wahrheit entfernte. Wie sie nach einem Jahrzehnt aussah, kann man im Nachtrag von Steubs Drei Sommern (wieder abgedruckt in der IV. Aufl.) nachlesen; Steub hat sie auch in späteren Schriften noch mehr oder weniger vollständig wiederholt und andere haben sie ihm nachgeschrieben. Nach ihm (S. 32 ff.) richtete der Landtag im Jahre 1836 an den Landesfürsten die „Bitte um Vertreibung der Zillertaler .... In dieser Sache war besonders tätig der Freiherr Josef v. Giovanelli zu Bozen, einer der Verordneten des Herren- und Ritterstandes, und ihm vor allen hatten die unglücklichen ‚Inklinanten' ihre Deportation zu danken" .... Als die „Angelegenheit der Zillertaler im Ständesaal zur Beratung kam, versuchte es der Bürgermeister Maurer von Innsbruck, ihnen das Wort zu reden. Er sprach mit Nachdruck von der Freiheit der Gewissen, von jenem Artikel der deutschen Bundesakte, der von der Verschiedenheit des christlichen Bekenntnisses einen Unterschied im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte abzuleiten verbietet, von dem Geiste unsers Jahrhunderts, der eine Verfolgung um des Glaubens willen nicht gestatte. Ihm entgegen erhob sich der Freiherr v. Giovanelli, voll heiligen Zornes über die neue Ketzerei. Solche Reden vor den frommen Ständen von Tirol habe man dem Weihrauch zu danken, den der Jude Lewald dem Bürgermeister von Innsbruck gespendet; das seien die Folgen ausländischen, fremden Einflusses, der das christkatholische Land seiner alten Religion entfremden, neuen, bis dahin nie geduldeten, unerträglichen Irrlehren Zugang verschaffen wolle. Habe man nur erst eine Gemeinde dem falschen Glauben überlassen, so sei vor der Ansteckung nichts mehr zu schirmen. Besser das kranke Glied abgeschnitten, als daß der ganze Leib dahinsieche; besser die Zillertaler verjagt, als ein lutherisches Tirol. Dieses Wort übte auch hier wieder seine Kraft. Die Stände waren erschüttert bei solchem Ausblick in die Zukunft und gaben dem Redner ihren Beifall zu erkennen. Der Bürgermeister von Innsbruck, der die Sache verloren sah, schwieg. Die Stände baten den Kaiser, er möge den Zillertalern befehlen, entweder zur Landeskirche zurückzukehren oder Tirol zu verlassen. Der Kaiser willfahrte seinen getreuen Ständen und die Zillertaler zogen fort; bald nach ihnen auch der edle Maurer, der sich aus seinem Vaterlande wegsehnte und zu Grätz in Steiermark zum Bürgermeister ernannt wurde."

Greift man nun zum genehmigten handschriftlichen „Kongreßprotokoll", wie wohl auch Steub hätte tun sollen, wenn er nun einmal über diese Dinge die Öffentlichkeit belehren wollte, so sieht man,

wie nicht ein Satz der Wahrheit entspricht. Schon die Jahrzahl ist falsch: diese Sitzung fand am 29. Mai 1835 statt. In der ganzen Angelegenheit stand nicht Giovanelli, sondern die Exzellenz Graf Alois [1]) v. Tannenberg im Vordergrund [2]), welcher schon in der Sitzung vom 25. April 1833 den ersten Antrag gegen die Zillertaler gestellt und begründet hatte. Überdies ist Steubs ganze Voraussetzung für diese Verhandlung verfehlt, weil bereits am 2. April 1834 eine allerhöchste Entschließung erfolgt war des Inhaltes: die Inklinanten dürfen keine eigene religiöse Gemeinde in Zillertal bilden; doch sei es ihnen freigestellt, wenn sie das Beharren beim katholischen Glauben mit ihrem Gewissen unvereinbar finden, in andere Provinzen Österreichs zu übersiedeln, wo es akatholische Gemeinden gibt. — An dieser kais. Entscheidung war nichts mehr zu ändern, und niemand im Landtag sprach dafür oder dagegen, vielmehr handelte es sich hier nur um Zeit, Art und Mittel der Ausführung. Die Veranlassung zur diesmaligen Beratung gab eine Zuschrift des Dekans Anton Sander in Zell, welche meldete, daß die Inklinanten Proselyten machen, Kranke und Sterbende verheimlichen, damit sie kein katholischer Priester besuchen könne, den katholischen Gottesdienst als Baalsdienst, die Katholiken als Baalsdiener, deren Priester als Baalspfaffen verspotten, daß sich ihre heranwachsende Jugend Ausschweifungen hingebe u. s. w. [3]). Der Generalreferent des Kongresses, Franz v. Lutterotti, tadelte die Zillertaler wegen ihres Betragens: diese Leute fügen sich nicht nur nicht der kais. Verordnung, sondern legen sie entweder zu ihren Gunsten aus oder umgehen dieselbe, indem sie deren Echtheit bezweifeln. Sie fahren ohne Scheu fort, nicht nur die katholische Religion, ihre Diener und Gebräuche herabzuwürdigen oder wohl gar zu beschimpfen, sondern geben sich auch alle Mühe, ihre irrigen Grundsätze zu verbreiten, um Proselyten zu machen. Ihr Benehmen sei auch in politischer Beziehung einer strengen Wachsamkeit umsomehr bedürftig, als die revolutionäre Propaganda es wenigstens auch im Zillertale versucht habe, ihre volksverderblichen Minen anzulegen. Er beantragt, der Landesstelle eine Abschrift der Sanderschen Darstellung

[1]) Mitunter schreibt das Protokoll Albis, also die ursprüngliche deutsche Form (Alwis) für das romanisierte Alois.

[2]) Die verbreitete Ansicht, Giovanelli sei überhaupt die einflußreichste Persönlichkeit im Landtag gewesen, ist nicht richtig. Das größte Ansehen genoß der Geheimrat Graf v. Tannenberg, den stärksten Einfluß der ständische Generalreferent Franz v. Lutterotti, welcher die meisten Berichte erstattete, die meisten Anträge stellte, begründete und diese vielen Aufgaben mit großem Geschick bewältigte.

[3]) Zum großen Teil abgedruckt bei Gasteiger S. 55 ff.

mit der Bitte zu übermitteln, „jene Anordnungen über vorläufige Rücksprache mit den Ordinariaten treffen zu wollen, welche am geeignetsten sein dürften, um dem Umsichgreifen des Übels Schranken zu setzen, die Sektierer zur Ordnung zu verweisen und sie zur genauen Befolgung der Gesetze überhaupt und insbesondere der ah. Entschließung vom 2. April v. Js. zu verhalten."

Vom Landeshauptmann Grafen Wilczek, der auch Statthalter war, zur Äußerung aufgefordert, ergreift der Bischof von Brixen (Galura) das Wort. Die Schilderung vom Treiben der Inklinanten sei glaubwürdig, ihr Benehmen in religiöser und politischer Beziehung sehr bedenklich. „Der Unterschied zwischen denselben und den eigentlichen Protestanten anderer Provinzen und Länder ist wesentlich. Diese sind in der Regel ruhige Leute, nach ihren Überzeugungen lebend, wogegen sich nicht wohl etwas einwenden läßt. Jene, weit entfernt, sich damit zu begnügen, machen sich die Herabwürdigung der katholischen Religion, ihrer Diener, den Proselytismus und die Verführung der Gutgesinnten zum Abfall zum Hauptgeschäfte. Es ist daher nicht Intoleranz gegen Andersdenkende, sondern Gebot der Pflicht, dem um sich greifenden Krebsschaden Einhalt zu tun, um die Gutgesinnten gegen Verfolgung und Abfall sicher zu stellen, abgesehen selbst von dem, daß ihr häufiger Verkehr mit dem Auslande nur um so energischere Maßregeln gegen ihre Umtriebe auch in politischer Beziehung erheischt." Er wünscht eine neue Vorstellung beim neuen Kaiser (Ferdinand), damit die frühere ah. Entschließung erneuert und deren Vollzug anbefohlen werde.

Der Landeshauptmann gibt zunächst Aufklärungen über die Inklinanten, deren erster Schritt gewesen sei, die Echtheit der kaiserlichen Entschließung zu bezweifeln. Von der Landesstelle hierüber zurechtgewiesen, wünschten sie, eine Abordnung nach Wien zu senden, um sich von der Wahrheit selbst zu überzeugen. Die Hofkanzlei schlug ihnen diese Bitte ab und verwies sie auf die bereits bekannt gegebene ah. Entschließung. Nun verlangten einige von ihnen Pässe ins Ausland, um sich zur Auswanderung vorzubereiten. Auch dieses Ansuchen, „offenbar nur ein leerer Vorwand zu anderweitigen Absichten", wurde ihnen abgeschlagen mit dem Bemerken, daß es ihnen frei stünde, sich in österreichischen Provinzen anzusiedeln, wo sich Protestanten befinden, oder unbedingt um die Auswanderungsbewilligung anzuhalten. Er bemängelt dann, daß der Dekan sein eigenes Ordinariat Salzburg umgangen und sich unmittelbar an den Kongreß gewendet habe. Der Fürsterzbischof von Salzburg hoffe durch einen persönlichen Besuch die Inklinanten bekehren zu können. Ein „ka-

tegorischer Termin“ zur Auswanderung sei nicht „geradezu notwendig“, ebenso nicht eine unmittelbare Vorstellung an den Kaiser. Er halte den Antrag des Generalreferenten für zweckmäßig. Die Landesstelle werde nicht ermangeln, nach Rücksprache mit den Ordinariaten und den erforderlichen Nachforschungen die geeigneten Maßregeln zu treffen, um diesem beklagenswerten Übel wirksam zu begegnen.

Der Graf von Tannenberg hält die geschilderten Handlungen der Sektierer für wahre Religionsstörung, und es hindere nichts, die für diese Verbrechen bestimmten Strafen in Anwendung zu bringen. Stets hätten die Tiroler die unversehrte Erhaltung der katholischen Religion als ihr höchstes Gut betrachtet. Der Kongreß soll daher die Ordinariate ersuchen, gegen die Weiterverbreitung der die katholische Religion störenden Grundsätze mit aller Strenge zu wachen, und bei der Landesstelle anregen, wenigstens die Häuptlinge als die eigentlichen Verführer aus dem Lande zu entfernen, was bei den Manhartern gut gewirkt habe; ferner der Landesstelle die „tiefe Betrübnis“ des Kongresses über diese bedauernswerten Verirrungen mit der dringenden Bitte um geeignete Abhilfe nachdrücklich bemerkbar machen. Der Graf v. Trapp schließt sich diesen Ausführungen an und fügt bei, daß den Sektierern eine bestimmte Frist zur Befolgung der kaiserlichen Entschließung gestellt werden soll.

Nun folgt der Bürgermeister Dr. Josef Maurer: „Die Wünsche und Bitten der Stände, äußerte der Verordnete von Innsbruck, in Beziehung auf diese Sekte wurden Sr. Majestät bereits alleruntertänigst vorgelegt. Die Entscheidung erfolgte, und es ist demnach Sache der Behörde, ihr Amt zu handeln. Zu außerordentlichen Maßregeln könne er sich nicht entscheiden, man würde das Übel nur noch schlimmer machen. Mittlerweile, bis andere Schritte als rätlich sich darstellten, wäre gegen die Leute nach den bestehenden Gesetzen fürzugehen: wir haben Gesetze gegen Ruhestörer, gegen Religionsstörer, gegen Sektierer und Proselytenmacher. Insofern die angeregten Beschuldigungen gegen diese Menschen sich erwahren, werden die Behörden gewiß nicht ermangeln, die Strenge des Gesetzes gegen sie in Anwendung treten zu lassen. Eine Bestrafung derselben ohne vorläufige Erhebung und ohne Einvernehmung oder mit Umgehung des fürsterzbischöflichen Ordinariates Salzburg scheint dem Herrn Vertreter weder gerecht noch zweckmäßig, und da diese Ansicht auch jene des Herrn Generalreferenten ist, so nehme er keinen Anstand, derselben beizutreten.“ — Maurer kehrt sich also gegen den Ruf seiner beiden Vorgänger nach außerordentlichen Maßregeln, weil sie unklug wären, und gegen eine Bestrafung ohne Untersuchung. Er

spricht den Zillertalern nicht das Wort, sondern ist einverstanden, daß die Behörden die kaiserliche Entscheidung durchführen; erst wenn das mit den gegebenen Mitteln nicht zu erreichen, wäre auch er für „andere Schritte“ zu haben. Er hat nichts dagegen einzuwenden, daß gegen die Zillertaler die Gesetze gegen Ruhe- und Religionsstörer in Anwendung gebracht werden.

Der Prälat von Wilten fordert ein kräftiges Einschreiten; denn die Sektierer seien nicht die Angegriffenen, sondern die Angreifer; sie gefährden den Glauben durch Proselytenmacherei, die guten Sitten durch schlechte Grundsätze und Beispiele, die Ehre und den guten Namen der katholischen Priester durch Lästerungen und Lügen, die Ruhe des Landes durch ihre kaum zweifelhafte Verbindung mit der Propaganda des Auslandes, die Einigkeit durch die Glaubenstrennung. Er möchte eine eigene Kommission ins Zillertal senden, welche dann die geeigneten Anträge zu stellen hätte. — „Dieser Ansicht schloß sich mit einigen anderen Herren Vokalen auch der Herr Verordnete v. Giovanelli mit der Bemerkung an, daß, da die meisten Ansichten im Wesen übereinstimmten, die vom hochw. Herrn Prälaten von Wilten angeregten Modalitäten der h. Landesstelle zur geeigneten Würdigung bemerkbar gemacht werden sollten. Übrigens glaube er, daß die Auswanderungsgesetze auch bei der ah. Entschließung vom 2. April v. Js. aufrecht erhalten werden könnten und daß daher ihrem Wunsche der Auswanderung in das Ausland kein Hindernis gelegt werden sollte, wozu ihnen auch der höchstselige Kaiser, wie er annehmen zu dürfen glaube, die Erlaubnis ohne Anstand erteilt haben würde.“ — Giovanelli vertritt also nicht einmal eine eigene Meinung und stellt auch keinen eigenen Antrag, sondern schließt sich seinem Vorgänger an; er kommt dem Wunsch der Zillertaler insofern entgegen, als diese schon früher ihre Neigung, lieber auszuwandern denn zu übersiedeln, zu erkennen gegeben hatten. Er spielt hier eine nebensächliche Rolle. Die folgenden Redner, welche nichts Neues mehr vorbrachten, schlossen sich daher nicht ihm, sondern den Grafen Tannenberg oder Trapp oder dem Bischof von Brixen an. Am Ende wurde mit Stimmenmehrheit der Antrag des Generalreferenten angenommen, der Regierung das Schreiben des Zeller Dekans mitzuteilen und sie zu bitten, mit den Ordinariaten von Salzburg und Brixen ins Benehmen zu treten und auf Grund ihrer Äußerungen jene Maßregeln zu treffen, welche sie zum Vollzug der allerhöchsten Entschließung vom 2. April v. Js. als die ersprießlichsten erachtet.

Man sieht: die Rede Maurers, wie sie in den Drei Sommern angegeben wird, war in Wirklichkeit gar nicht möglich; man hat ihm

einfach in den Mund gelegt, was man von ihm gesagt wünschte; dem Herrn v. Giovanelli schob man eine Rede unter, welche ihn teils lächerlich macht, teils als Fanatiker charakterisiert. Zur Verstärkung der Gefühlswirkung breitete man über das Ganze einen melancholischen Schimmer: „Der Bürgermeister, der die Sache verloren sah, schwieg," und: „der edle Maurer, der sich aus seinem Vaterlande wegsehnte" u. s. w. — Maurer schloß sich dem Generalreferenten an und überbot diesen insoferne, als er mehr die Strenge der Gesetze betonte. Und dieser Antrag wurde ja angenommen, es geschah also der Wille Maurers, womit zugleich die Kommission abgelehnt erscheint, welche der Wiltener Prälat und Giovanelli befürwortet hatten. In der Hauptsache, in der Stellungnahme gegen die Zillertaler waren alle einig, und Dr. Josef Maurer sehnte sich deswegen nicht von Tirol weg, sondern ließ sich noch 1837 auch zum „Aktivitätsvokal" (= Landesausschußmitglied) wählen.

Der Landtag hatte sich noch öfter mit dieser Angelegenheit zu befassen. Es sei nur kurz auf das Wichtigste hingewiesen. Im Mai 1836 sandten katholische Zillertaler eine Abordnung an den Landtag mit Klagen über ihre akatholischen Talgenossen und mit der Aufforderung, dagegen einzuschreiten. Nun beschloß der Landtag ohne Widerspruch der Regierung, welche Erhebungen gepflogen, was der Bischof Galura schon 1835 gewünscht hatte, nämlich eine neue Bitte an den Kaiser, dieser Glaubensspaltung ein Ziel zu setzen. Am 12. Jänner 1837 erfloß die kaiserliche Entschließung: die Sektierer haben innerhalb vierzehn Tagen nach Kundmachung dieser kaiserlichen Entschließung zu erklären, ob sie auf ihrem Austritt aus der katholischen Kirche beharren. Welche keine Erklärung abgeben, seien als Katholiken anzusehen; die Austretenden aber haben bis längstens 4 Monate auszuwandern oder nach österreichischen Provinzen zu übersiedeln, wo sie Glaubensgenossen finden.

Der größte Teil von den 437 Personen wanderte zwischen 31. August und 4. September nach Preußisch-Schlesien aus, ein kleinerer Teil übersiedelte nach österreichischen Kronländern, der kleinste Teil erklärte die Rückkehr zum Katholizismus. Später wanderten mehrere von Preußen wieder nach österreichischen Provinzen, einige auch nach Tirol zurück. Am 26. April 1837 beschloß der Landtag einstimmig eine Dankadresse an den Kaiser und Dr. Josef Maurer, „Bürgermeister und Aktivitätsvokal", war auch dabei (vgl. Sitzungsbericht in den Landes-Archivakten 1837).

Andere Verhandlungen dieser und späterer Zeit beziehen sich auf 10.000 fl., welche man „zur wirksamen Durchführung der gegen

die Religionsneuerer im Zillertal ah. Orts erlassenen Anordnung an verschiedene Parteien jener Gegend unter den gehörigen Vorsichten als unverzinsliches Anlehen verabfolgte"; ferner auf Auslagen zur Erbauung einer Kirche in Ramsau, eines Widums in Dornauberg, zur Errichtung von Seelsorgsexposituren, von Hilfspriestern, von neuen Schulen und Schullehrerstellen, zur Anstellung von Lehrerinnen, zur Aufbesserung der Lehrergehalte in jenen Gegenden. Wiederholte Verhandlung rief die Frage hervor, wie der Unterhalt für 13 von den Auswanderern zurückgelassene außereheliche Kinder zu bestreiten sei, da die Auswanderer die Zahlungen, welche sie früher geleistet, nunmehr verweigern und die Mütter wegen Mittellosigkeit sie nicht übernehmen können. Es wurden 2000 fl. dafür gewidmet, wozu der Bischof von Brixen erklärte, daß er für die Kosten, welche durch die Zinsen dieses Kapitals nicht gedeckt werden, aus eigenen Mitteln aufkommen wolle mit der Bedingung, daß die Zinsen der 2000 fl. später, nachdem diese Kinder erzogen sind, verwendet würden „zu einem abgesonderten Unterrichte der weiblichen Jugend in Zillertal durch Anstellung von anfänglich einer, in der Folge einer zweiten Lehrerin," weil sich „bereits bei zwei durch Privatwohltätigkeit in den Gemeinden Finkenberg und Hippach mit würdigen Lehrerinnen besetzten Schulen die wesentlichen Vorteile dieser Maßregel bis zur Evidenz bewährt haben."

In der Sitzung am 16. Mai 1839 sprach der Graf von Tannenberg die Befürchtung aus, daß durch die Fabriken akatholische Arbeiter, besonders aus der revolutionären Schweiz nach Tirol gezogen werden. Die Landesstelle sei daher zu ersuchen, geeignete Maßregeln zu treffen, welche „die Erhaltung der Reinheit der von unsern Vätern unversehrt ererbten Religion" sichern. Nun erörterte man die Frage, ob Fabriken überhaupt ins Land passen. Da stießen die Meinungen das erstemal auf einander. Giovanelli sieht in den Fabriken ein Landesunglück und spricht dagegen. Die Grafen v. Trapp und v. Thun sprechen in demselben Sinne. Der Vertreter der Stadt Bozen, Josef v. Kinsele, ist einverstanden mit dem Antrag des Grafen von Tannenberg in „Betreff der gegen die Gefahr der Verbreitung protestantischer Lehren im Lande zu ergreifenden Maßregeln, die er dem Ermessen der Landesstelle einvernehmlich mit den hochw. Ordinariaten anheimstelle", nur teile er nicht die Ansicht von der Verderblichkeit der Fabriken, weil ein Teil der Bevölkerung, welche der Landbau nicht zu ernähren vermag, dadurch Arbeit bekomme. Der Bürgermeister von Innsbruck (jetzt Dr. Hieronymus v. Klebelsberg) schließt sich ihm an. Der Vorsitzende, Landeshauptmannstellvertreter Hofrat

Freiherr v. Benz, beschwichtigt durch den Hinweis auf „die günstige Wechselwirkung der industriellen Produktion auf Landbau und kommerziellen Verkehr“; Proselytenmacher werden überhaupt nicht geduldet.

Zu den Folgen, welche diese Zillertaler Vorgänge mit sich brachten, rechnete man die Berufung der Jesuiten nach Innsbruck. Ich selber besaß diese Meinung (BW. S. 211)[1]). Sie läßt sich nach dem Material, das mir jetzt vorliegt, nicht aufrecht erhalten. Es zeigt sich kein Versuch, die Jesuiten mit den Zillertalern in Verbindung zu bringen. Bei diesen handelte es sich um eine Volksbewegung, die Jesuiten wurden von Anfang an zur Wirkung auf studierende Kreise bestimmt. Ferner ging die Anregung und Vorbereitung zur Berufung nicht, wie man bisher geglaubt, vom Landtag, sondern von der Regierung aus, und zwar schon 1836, bevor die Zillertaler ausgewandert waren. Wohl aber ist die bisherige Meinung richtig, daß der Bozener Merkantilkanzler Jos. v. Giovanelli bei dieser Frage die Führung im Landtag hatte: er brachte den ersten Antrag am 7. Mai 1838 ein und bgründete ihn mit folgendem breit ausgeführten „Vortrag.“ Es fehlt dem Vaterlande nicht an Anstalten, welche die öffentliche Wohlfahrt in mancher Beziehung fördern. „Nur an Erziehungsanstalten, welche die zu einer höheren Bildung berufenen Jünglinge ihrem Ziele näher zu bringen bestimmt sind, gebricht es bei uns mehr als in anderen Provinzen des Kaiserstaates.“ Der Weisheit des höchstseligen Kaisers Franz verdankt man die Wiederherstellung der Theresianischen Akademie, zu welcher auch den Ärmern durch Freitische der Zugang geöffnet ist. Leider entsprach der Erfolg den Hoffnungen nicht, welche man 1830 bei der Wiedererrichtung dieses „National-Erziehungsinstitutes“ hegen durfte. Anfangs sandten wohlhabende Eltern einige wenige Zöglinge versuchsweise dahin, jetzt aber findet sich schon seit Jahren kein einziger mehr, für welchen das Kostgeld bezahlt wird, ja selbst um die erledigten Freiplätze zeigt sich nur geringe Kompetenz. Diese Tatsache liefert den handgreiflichen Beweis, daß das Institut seinem Zweck nicht entsprach und das nicht leistete, was es leisten sollte. Hiemit soll übrigens kein Tadel über die Gebrechen der bisherigen Leistungen ausgesprochen werden. Sie gingen aus der unüberwindlichen Macht der Verhältnisse hervor. „Das Geschäft der Erziehung wird nur dann mit gesegnetem Erfolge betrieben werden, wenn man es nicht bloß theoretisch erlernt, sondern

[1]) Im Anschluß an das Buch Gasteigers. Danach ist auch S. 210 (der Versuch der politischen Ausbeute auf dem Landtag von 1838) zu ändern.

auch praktisch einübt. Es ist eine Kunst, der man um Gottes willen sein Leben und seine besten Kräfte mit großer Selbstverleugnung und mit Berufstreue widmen muß, wenn man es zur Meisterschaft bringen will. Wie ließe sich wohl eine solche Hingebung von Ordensmännern billiger Weise fordern oder erwarten, die sich für einen ganz anderen Beruf herangebildet, die das ihnen fremde Geschäft nur zeitweilig und aushilfsweise übernommen und das mit den Pflichten und Übungen ihres Ordens nicht in Einklang stehende neue Verhältnis, in welches sie wider ihren Willen versetzt worden, immer nur als ein transitorisches betrachtet hatten?" „Unter solchen Verhältnissen war es eine große und des innigsten Dankes würdige Wohltat, daß die hohe Landesstelle . . schon vor zwei Jahren den Antrag stellte, die Leitung der Erziehung in der Theresianischen Ritterakademie und allmählig auch die Gymnasiallehranstalt einer geistlichen Gesellschaft anzuvertrauen, in deren heiligem Beruf es liegt, sich vorzugsweise mit der christlichwissenschaftlichen Bildung der Jugend zu beschäftigen. Dieser Antrag wurde sicherem Vernehmen nach bereits vor längerer Zeit zur ah. Beschlußfassung vorgelegt. Man darf mit einer um so festeren Zuversicht einer beifälligen ah. Entscheidung entgegensehen, als es gewiß den landesväterlichen Absichten Sr. Majestät im höchsten Grade entspricht, daß Jünglinge, welche zum Staatsdienst herangebildet werden sollen, an der Hand des Glaubens und der Gottesfurcht in christlicher Zucht und Sitte auf der Bahn der Wissenschaften ihrem Berufe entgegengeführt werden. Was die Gesellschaft Jesu in dieser Beziehung von dem Beginn ihres Wirkens bis zu ihrem Untergange geleistet hat, ist welthistorisch geworden und wird selbst von ihren bittersten Feinden ohne Widerspruch zugegeben." Als Beweis für die hervorragenden Erziehungserfolge des Ordens in neuester Zeit werden dessen Erziehungshäuser in Galizien und Freiburg angeführt. Der Kaiser habe dem Orden, indem er die Zuversicht aussprach, derselbe werde diesem Vertrauen zu entsprechen sorgfältigst bemüht sein, eine Reihe von Begünstigungen in Bezug auf die seiner Leitung zu übertragenden Studienanstalten zugesprochen. „Da nun nach dem Antrage unserer vorgesetzten hohen und höchsten Behörden die Theresianische Erziehungsanstalt und allmählig auch das Gymnasialstudium zu Innsbruck diesem Orden anvertraut und dadurch einem immer dringender werdenden Bedürfnis abgeholfen werden soll, so scheint es angemessen, daß die treugehorsamsten Stände von Tirol ihre ehrfurchtsvollen Wünsche mit diesem Antrage vereinigen und um baldige Gewährung einer ah. Gnade untertänigst bitten." — Dementsprechend lautet sein Antrag. Diesem fügt er noch

einen zweiten bei: der Landesstelle den „Dank der Stände für die zu den besten Hoffnungen berechtigende Vorsorge auszudrücken, womit hochdieselbe das Bedürfnis einer christlichwissenschaftlichen Jugendbildung zu würdigen und auf die zweckmäßigste Weise zu befriedigen sich angelegen sein ließ."

Sicher brachte Giovanelli seinen Antrag im Einverständnis mit der Regierung ein, welche für ihr Unternehmen eine volksmäßige Grundlage wünschte. Die Strategie lag nun darin, im Landtag sich auf die „vorgesetzten hohen und höchsten Behörden", in Wien sich auf den Beschluß des Landtages zu berufen. Im nächsten Kongreßbeschluß vom 9. Mai 1838 wird noch einmal ausdrücklich betont, daß die „h. Landesstelle aus sich und ohne Anregung schon früher gestellter Anträge" die Berufung der Jesuiten ins Auge gefaßt habe. In der Eröffnungssitzung des Landtages vom 22. April 1839 aber hebt der Gubernialrat v. Mensi in seiner Begrüßungsrede hervor: Se. Majestät „geruhten auf das Ansuchen der Stände der Gesellschaft Jesu die Leitung der Theresianischen Ritterakademie und die Bildung der hiesigen Gymnasialjugend zu übertragen." In der Sitzung am 3. Mai wird das Übertragungsdekret der Studienhofkommission vom 24. Oktober 1838 verlesen und im Anschluß daran einstimmig eine Dankadresse beschlossen.

In der Rede Giovanellis findet sich kein Hinweis auf die Zillertaler, obgleich ein solcher bei der Suche nach Gründen zur Berufung nahe gelegen wäre. Auch wird mit der Möglichkeit einer liberalen Gegnerschaft im Landtag gar nicht gerechnet; eine solche gab es eben nicht; der Landtag erteilte dem Antrag Giovanellis „ungeteilte Zustimmung" (Sitzungsb. vom 7. Mai 1838)[1]; daher auch die Einstimmigkeit bei der Dankadresse. Wohl aber merkt man die Schwierigkeit, einerseits den jetzigen Zustand der Akademie als höchst bekläglich hinzustellen, andererseits den bisherigen geistlichen Erziehern aus dem Stifte Wilten und den anderen Orden, welche sich in Tirol mit Jugenderziehung befaßten, nicht zu nahe zu treten. Daß sie Giovanelli nicht überwunden hat, ersieht man aus dem weiteren Hergang. Nach ihm erhob sich der Prälat von Wilten als Direktor der Akademie zu einer „Aufklärung": Er sei einverstanden mit der Berufung der Jesuiten; das Stift Wilten habe schon bei der Übernahme der Anstalt die Schwierigkeit eines Erfolges vorausgesehen und nur

[1]) Die deutschösterr. Literaturgeschichte von Nagl und Zeidler spricht II, 904 vom „Übergewicht (so!) der kirchlichen Partei (so!) im Landtag" bei der Vertreibung der Zillertaler Protestanten und der Berufung der Jesuiten.

auf Ersuchen des damaligen Statthalters Wilczek und damit die Wiederherstellung eines so nützlichen Institutes nicht länger hinausgeschoben werde, sich versuchsweise der Aufgabe unterzogen. „Insoferne das Theresianum nicht bloß eine Unterrichts-, sondern zugleich eine Erziehungsanstalt sein soll, paßt keine andere Korporation so gut als der Orden der Jesuiten.“ So wurden die damaligen Lehrer entschuldigt und wenigstens deren Unterricht gerechtfertigt. In der nächsten Sitzung am 9. Mai übergab der Verordnete der Stadt Hall, Mathias Jenewein, einen „Nachtrag“ zum genehmigten Sitzungsbericht: Er sei mit Giovanellis Antrag einverstanden. „Allein ich glaube doch pflichtmäßig bemerken zu dürfen, daß in diesem Protokolle eine ehrende Anerkennung für die hochwürdige tirolische Geistlichkeit und für die übrigen geistlichen Ordenskorporationen wegen tätiger und erfolgreicher Verwendung in religiössittlicher und scientifischer Bildung der anvertrauten Jugend bemerkbar gemacht werde, damit es nicht scheine, daß diese würdige Priesterschaft ihren aufhabenden Pflichten nachzukommen nicht vollkommen im Stande wäre.“ Mit ungeschmeichelter Anerkennung ihrer Verdienste müsse er auch hinweisen auf den „Orden der tirolischen Franziskaner, welcher sich des Gymnasiums in Hall mit einer ausgezeichnet sittlichen und wissenschaftlichen Bildung der studierenden Jugend um eine unbedeutende Remuneration per 400 fl. in Vertretung der Verpflichtung des löblichen Stiftes Fiecht zum unverkennbaren und wirklich dankschuldigen Vorteile der so zahlreichen Beamten und Bürgerschaft in Hall annimmt.“ Diesem Vertreter war offenbar erst nach der vorangegangenen Sitzung eingeheizt worden, weil Giovanelli sein Jesuitenlob auf Kosten der anderen geistlichen Erzieher übertrieben hatte; die Jesuiten besaßen damals unter der Geistlichkeit viele Gegner (BW. S. 211). So hatten die Prämonstratenser und die Franziskaner ihre Anerkennung. Es blieben noch die Benediktiner mit ihrem Meraner Gymnasium. Ich habe den Eindruck, daß gerade Giovanellis Lob der „welthistorischen“ Verdienste der Jesuiten Albert Jäger, den Ordens- und Berufsgenossen Beda Webers, angestachelt hat, später bei guter Gelegenheit seine bekannte Rede gegen die Erziehungsweise der Jesuiten zu halten; denn noch in seiner Autobiographie kehrt die Anzüglichkeit auf die „welthistorischen Verdienste dieses Ordens“ wieder. Jedenfalls hat Giovanelli die Rede als gegen ihn gerichtet aufgefaßt und deshalb mit Jäger in schroffster Form gebrochen (BW. S. 235).

Zu Beginn 1839 übernahmen die Jesuiten die Leitung der Anstalt. Die Schülerzahl vermehrte sich rasch, so daß die alten Räume bald zu klein wurden. Der Landtag eilte zu helfen. Zuerst wünschte

man den linken Flügel des Universitätsgebäudes, welchen die Provinzialbaudirektion um 20 fl. jährlich gemietet hatte. Der Antrag fand bei der „ganzen Versammlung“ den „lebhaftesten Anklang“ (25. Mai 1840). Die Regierung lehnte ihn trotzdem ab. Auch eine unmittelbare Eingabe an den Kaiser hatte keinen Erfolg. Dann brachte am 17. Mai 1841 der ständische Generalreferent v. Lutterotti den Antrag auf Errichtung eines Konviktes für die in Innsbruck studierende Jugend unter der Leitung der Jesuiten ein. Der Wohltätigkeitssinn habe einen Teil der hiezu erforderlichen Mittel bereits zusammengeschossen und werde auch den fehlenden Teil ergänzen. Nachdem Jos. v. Giovanelli nähere Aufschlüsse über den Plan, die Errichtung und die zu Gebote stehenden Mittel gegeben, „vereinigte sich der hohe Kongreß mit Stimmeneinhelligkeit in dem Beschlusse, diese höchst wichtige Landesangelegenheit Sr. Majestät in einer alleruntertänigsten Vorstellung zur Kenntnis zu bringen und allerhöchst dieselbe zu bitten, aus landesväterlicher Gnade die Errichtung dieses Konviktes, wofür sich die Stimme des ganzen Landes so laut und allgemein ausspricht, zum Behufe der christlichwissenschaftlichen Bildung der Jugend aller Stände dieser Provinz unter der Leitung der Gesellschaft Jesu allerhuldvollst genehmigen zu wollen.“ — In der Landtagssitzung vom 28. April 1842 erfolgte die Mitteilung, daß der Kaiser mit Entschließung vom 12. Februar d. Js. dem durch Privatwohltätigkeit zu bildenden Konvikte die Zustimmung erteilt habe, wofür eine Dankadresse beschlossen wurde. Im Frühjahr 1843 wurde der Bau des Konviktes mit großer Feierlichkeit begonnen, im Herbst 1844 vollendet. Er bot die Räumlichkeiten für 300 Zöglinge und für verschiedene Handwerke.

Bei den Zillertalern wie bei den Jesuiten also waren die damaligen Landesväter in allem Wesentlichen einig. Aber außerhalb des Landhauses erwuchs ihren Ansichten eine Gegnerschaft, namentlich in gebildeten Kreisen der Städte, welche aller Abgeschlossenheit des damaligen Polizeistaates zum Trotz unter dem Einfluß freiheitlicher Ideen standen, die ihnen vor allem auf Literaturwegen zuflossen. In der Literatur war Goethes einstmalige Ansicht „ein politisch Lied ein leidig Lied“ längst überwunden; er selber hatte sie in späteren Tagen verlassen. Seit Rückert und den anderen Befreiungssängern, seit den „patriotischen Romantikern“ und Uhlands „vaterländischen Dichtungen“ hatte sich eine eigene politische Lyrik ausgebildet. Das junge Deutschland überschwemmte dann alle poetischen Gattungen mit Politik, und bald ertönte die Forderung, auch

der Dichter habe „auf der Zinne der Partei“ zu stehen. In Österreich traten Zedlitz, Lenau und Anastasius Grün mit politischen Dichtungen in den Vordergrund. Von diesen wie von Deutschland her zog die Wirkung nach Tirol. Hier war Johann Senn, von Polizeiwillkür schwer getroffen, mit glühender Sehnsucht nach politischer Freiheit erfüllt worden. Die „Freiheit“ leuchtete ihm als höchstes Menschheitsgut aus idealer Ferne der doch „unausbleiblichen“ Zukunft; durch sie wird die Erde zum Himmelreich. „Die Freiheit entfesselt die Seele zum Geist und macht den Menschen zum Gott, und der Olymp senkt sich auf jede Stätte nieder, wo freie Menschen sich versammeln,“ ruft dieser Unglückliche überreizt im Vorwort zur neuen Ausgabe seiner Gedichte aus, das man nicht ohne Rührung lesen kann. Diese geplante Ausgabe ist nicht erschienen und liegt heute noch ungedruckt im Ferdinandeum, nur handschriftlich fand einiges Verbreitung, Bruchstücke wurden wohl auch da und dort in einer Zeitschrift veröffentlicht. In seinen gedruckten Gedichten von 1833—38 spielen die Zillertaler und Jesuiten keine Rolle. Erst im Sommer 1838 dichtete er grimmige Sonette gegen Giovanelli und griff dabei diese politischen Stoffe auf, weil der Bozener Merkantilkanzler ihn „zur Rache gereizt“ hatte (Skr. 296). Da schildert er dessen Tätigkeit im Landtag also:

„Verordneter bin ich auf Landestagen,
Da dünk' ich mich im Schwarm der Abgesandten
Gleich dem Saturn im Kreis seiner Trabanten;
Doch klüglich hüt' ich mich, das je zu sagen.

Gern mach' ich alles zu Gewissensfragen,
Par forçe jage ich die Inklinanten,
Das Grundbuch schlage ich mit Folianten,
Die mir ein schwarzer Zwerge zugetragen.

Den Chef fuchsschwänze ich mit Dankadressen,
Die Mindern mach' ich kirre mit Karessen,
Was nicht ertrotzen, kann man oft erschleichen.

Die hohe Schule schick' ich halb nach Brixen,
Den Weg ins Land bahnt' ich Lojola's Füchsen,
Viel ist erreicht, mehr werd' ich noch erreichen.“

Hier steckt also die Wurzel jener Auffassung, als sei Giovanelli das Haupt des Landtages gewesen und als sei die Verdrängung der Zillertaler und die Berufung der Jesuiten von ihm ausgegangen. Wie unrichtig sie ist, haben uns oben die Sitzungsberichte gelehrt. In anderen Sonetten nennt er ihn schlechtweg den „Zionswächter“ oder

den „Dalai-Lama biederer Tiroler.“ Ja er spricht ihm in einem späteren Sonett die politische Ehrlichkeit ab:

Wie Dalai-Lama, fragt ihr, und Papismus
In Einklang sich zusammenreimen lasse?
Je nun, wenn diesen ich zum Schein umfasse,
Heg' ich in Herzens Grund den Lamaismus.

Ein Meisterstück ists von Charlatanismus;
Doch wird mir Angst genug oft bei dem Spasse,
Kein simpler Ketzer mehr christlicher Raçe
Bin ich ein Götze gar des Paganismus[1]) usw.

Das ging nun freilich über das selbst dem Satiriker erlaubte Maß. Ein anderes Sonett ist so unappetitlich, daß es schon aus Anstandsgründen vom Drucke ausgeschlossen bleibt.

Wegen seines hochfahrenden Wesens, worüber nicht nur Liberale klagten, gönnte man Giovanelli diese Sonette: man sah ihn gern verspottet, wollte jedoch nicht dieser Spötter sein. Weil auch Schuler von ihm gröblich beleidigt worden war, hielt man anfänglich diesen für den Verfasser. Der aber beeilte sich, eine solche Zumutung abzulehnen. Am 26. September 1838 schrieb er an Streiter: „Die satirischen Sonette gegen Giovanelli sind nicht von mir; Kränkungen, wie er sie mir zugefügt, rächt man nicht durch Sonette. Sie sind von einem Manne, den Giovanelli durch brutale Äußerungen, wie sie seinem Übermute nicht allzufremd sind, zu dieser Rache reizte ... Wenn Beda Weber, den ich immer mehr lieb gewinne, nach Bozen kommt, so laß ihn diesen Brief lesen. Er hat zwar nie davon geredet, daß ihm solcherlei Gerüchte zu Ohren gekommen; allein ich zweifle nicht daran, und deshalb liegt mir daran, daß er von mir keine schiefe und irrige Ansicht hege.“ Streiter muß ihm demnach wenig Erfreuliches über die Sonette geschrieben haben. Beda Weber mißbilligte sie gleichfalls.

Von allen Dichtern Tirols stand Hermann v. Gilm damals am meisten unter dem politischen Einfluß Senns[2]). Außerdem wirkte das junge Deutschland stark auf ihn ein. Die verwegensten Ansichten finden bei ihm Zugang. So schreibt er von „Kindern, die keine Väter, aber keusche Mütter haben,“ entsprechend der Meinung der Rahel Levin Markus, die er mit der Stieglitz und Bettina in einem eigenen Gedicht besingt: die Kinder sollen nur Mütter haben und

[1]) Die gesperrten Worte sind in Senns Handschrift unterstrichen.

[2]) Auf Pichler wirkte er erst etwas später (Gesamm. Werke I, 70), dessen „Vertreibung der Zillertaler“ 1846 entstand.

deren Namen führen, sie gehören der Frau. In Schwaz, wohin er 1840 zog, dichtete er die „Lieder eines Verschollenen“ unter formeller Einwirkung Grüns (Sonntag, Gilm, S. 30 ff.). Wie Senn spricht er in denselben wiederholt seinen Zorn über die Verdrängung der Zillertaler aus, auch die Jesuiten streift er. Aber erst, als diese sich in Innsbruck weiter ausbreiteten und die Konviktfrage in ihrem Sinne gelöst ward, dichtete er seine Jesuitenlieder. Nun dichteten und schrieben auch andere gegen die Jesuiten: je größer ihr Machtzuwachs wurde, um so größer die Zahl ihrer Gegner, deren sie, wie oben erwähnt, vom Anfang an auch in geistlichen Kreisen hatten. Bei der Grundsteinlegung des Konvikts (Frühjahr 1843) kam es in Innsbruck bereits zu öffentlichen Demonstrationen. Es gab eine neue Partei mit politisch-liberaler Gesinnung, wenn auch noch ohne Organisation und Vertretung, die sich Jungtirol nannte, weil studierende und studierte Jugend mit jungen Poeten und Schriftstellern neben Senn an der Spitze marschierte.

Welche Stellung nahmen nun unsere beiden Freunde zu diesen entscheidenden Landesereignissen ein? Die Zillertaler scheinen sie wenig berührt zu haben; sie schreiben sich in ihren Briefen nichts darüber. Auch die Jesuiten machten ihnen nicht heiß. Beda gehörte in der Jugend zu jenen, welche den Jesuiten, obgleich „sie bescheidene, tätige, gelehrte Leute sind,“ abgeneigt waren (BW. S. 145). Später beurteilte er sie als Glied in der Gesamtorganisation der katholischen Kirche: „Sie sind keine unerläßliche Notwendigkeit für dieselbe ... Die katholische Kirche hat viele Jahrhunderte ohne Jesuiten bestanden ... Nicht die Jesuiten schützen die Kirche, sondern die Kirche schützt sie wie alle anderen Ordensvereine ... Sie läßt die Jesuiten gewähren innerhalb des Bereiches göttlicher und menschlicher Gesetze wie tausend andere Pflanzen, die aus dem Boden der Kirche sprossen.“ Er stellt sich damit einerseits gegen jene, welche die Jesuiten über die anderen Orden erhoben, sie „als Postulat an die Gegenwart“ ansahen, andererseits gegen jene, welche ihnen den Boden Tirols bestritten und ihnen durch feindselige Handlungen die gesetzmäßige Wirksamkeit unmöglich machen wollten, wie er auch Senns satirische Sonette gegen Giovanelli mißbilligte. Streiters Meinung dürfte anfänglich nicht weit von der Bedas entfernt gewesen sein. Er hatte damals nach dem Tode seiner Frau die frömmste Periode, wurde sogar Mitglied des dritten Ordens. Schuler höhnte ihn deswegen in einem Brief vom 27. Oktober 1838: „Man erzählte mir, Du seist unter die enragierten Frommen gegangen. Was ist daran? Wie steht es eigentlich mit Dir?“ Als Streiter im Mai 1840 an

Schuler die Gründe für die Abkühlung der Freundschaft namhaft machte (oben S. 40), sagte er nichts von einer Verschiedenheit der Gesinnung [1]). Wie weit er von protestantischen Neigungen entfernt war, ersieht man aus den Briefen, die er von seinen beiden Reisen durch Deutschland 1839 und 1841 nach Tirol schrieb. Ich habe oben S. 36 f. zwei Stellen abgedruckt; in der zweiten geht er sehr weit, indem er sein Mißfallen über den Mangel an öffentlicher Gottesverehrung ausspricht, worin die Protestanten hinter Türk und Jude zurückstünden, und dem Protestantismus sogar die „große Demoralisation der protestantischen Städte im Vergleich zu den katholischen“ zur Last legt. Ein Mann mit solcher Gesinnung fühlt schwerlich den Beruf, sich für die Zillertaler und gegen die Jesuiten einzusetzen.

Die Umwandlung muß erst nach dem Bruch der Freundschaft, durch den beide frei und anderweitigen Einflüssen viel zugänglicher wurden, erfolgt sein: Ende 1842 oder erst 1843. Zur selben Zeit breitete sich nach Genehmigung des Konviktbaues die Agitation gegen die Jesuiten weiter aus, wurden Schmähgedichte und Gegenschriften in Umlauf gesetzt, bildete sich die neue politische Partei. Streiter hatte seine Gedichte gedruckt und bereitete andere zum Drucke vor; die Verbindungen mit Zeitungen in Deutschland, die protestantisch oder protestantenfreundlich waren, wurden ihm wertvoller, um sie für sich zu gebrauchen. Durch Bedas Entfernung fühlte er die Vereinsamung, worüber er nicht selten Klage geführt, um so schmerzlicher und schloß sich daher um so enger an Steub an, dessen Bekanntschaft er 1843 machte. Dieser, der zugleich Berater der Allg. Zeitung war, wird nun sein literarischer Vertrauter, dieser weiß um die heimlich eingesandten „Poetischen Regungen“, bei ihm erkundigt er sich, ob der Artikel Aufnahme gefunden, ihn bittet er, „über alles reinen Mund zu halten, selbst an Schuler, noch mehr an Beda“; bei ihm beklagt er sich über den Leiter der Allgemeinen (Dr. Kolb), weil er „nicht reinen Mund halte und sich deshalb Verhältnisse herausstellen, die mir sehr unangenehm werden möchten.“ In dem Artikel tritt der neue Standpunkt Streiters klar hervor (vgl. oben S. 42): er hatte sich der neuen Partei angeschlossen und erscheint bald, seiner leidenschaftlichen Art entsprechend, in der vordersten Reihe derselben. 1844 arbeitete er eine Flugschrift gegen „Die Jesuiten in Tirol“ aus, und es ist besonders zu beachten, daß gerade Steub, welcher längere Zeit bei ihm in Paiersberg zu Gaste gewesen, das „Manuskript der größeren Sicherheit halber selbst mit nach München nahm“ (Skr. 104).

[1]) Demnach ist die Umwandlung Streiters etwas später anzusetzen, als es BW. 213 geschehen.

Sie erschien 1845 natürlich ohne Streiters Namen. Steub muß später sich von seiner Jesuitengegnerschaft ziemlich bekehrt haben; denn im Sängerkrieg schreibt er S. 58, wo er über Gilm spricht: „Ohne Unterlaß gingen ihm damals (1843), da sie in Tirol noch neu waren, die Väter Jesu im Kopfe herum. Allmählich hat man sich freilich an sie gewöhnt, sie versehen still und ruhig, mit guten, angenehmen Manieren das Fach der Gottesgelahrtheit an der Universität zu Innsbruck und geben dem Publikum wenig zu reden. Übrigens scheinen sie auch, namentlich jetzt, ganz und gar zur tirolischen Temperatur zu passen und Gilms hochlodernder Haß ist uns kaum mehr verständlich."

Beda Weber ging nach dem Bruch der Freundschaft auf dem Wege nach rechts zu den „Alttirolern", den er schon früher betreten, weiter vorwärts, zumal diese, besonders Giovanelli, sich seit längerer Zeit bemühten, ihn an sich zu ziehen.

Nun müssen wir uns wieder einmal nach Dreyer umsehen. Über Streiters „Poetische Regungen" äußert er lebhaftes Mißfallen und bleibt sich in demselben F. 97 und B. 38 getreu, weil darin „der Verfasser sich selbst allzuviel Weihrauch streute und dadurch einen ‚Nachtrag zu den poetischen Regungen in Tirol' (ebenfalls in der Allg. Ztg. 8. März 1844) geradezu herausforderte, der seine eitle Selbstbespiegelung ins rechte Licht setzte und den in dem ersten Artikel vernachlässigten Tiroler Dichtern mehr gerecht wurde." Hätte Beda Weber diesen „Nachtrag" geschrieben, dürfte ihm niemand einen Vorwurf machen, er hätte Streiter nur mit der gleichen Waffe bekämpft; allein er hielt sich, eingedenk der einstigen Freundschaft, zurück. Die Verfasser waren Pius Zingerle und Josef Thaler, der Einsender Bürgermeister Haller. Streiter, vom bösen Gewissen geschlagen, meinte, nur Beda könne der Verfasser sein, und bemühte sich, das auch anderen einzureden. Außer dem „Nachtrag" erschienen noch viele Artikel in der Allg. Zeitung, der Augsb. Postzeitung und in anderen Blättern: es entstand ein vierjähriger, teilweise erbittert geführter literarischer Kampf, welcher auch die Tiroler Landesregierung in Bewegung setzte. Streiter hatte den Schluß seiner „Regungen" mit politischen Schlagern ausgestattet. Das griff der Giovanellikreis in Bozen, der damals mit dem Münchener Görreskreis und mit der Leitung der Augsburger Postzeitung eng verbunden war, auf, um neben Streiter auch die junge liberale Partei niederzuhalten und in Verruf zu bringen. Die geheime Agitation von Person zu Person durch handschriftliche Lieder und Flugschriften huschte wie Schatten über die Bildfläche und war trotz ihrer Wirksamkeit bei der Kläglichkeit der damaligen Presse und bei der sinnlosen Härte der Zensur nicht zu packen;

aber auf Zeitungsartikel konnte man nun losschlagen, und das geschah vom literarischen, politischen, religiösen und nationalen Standpunkt aus unermüdlich, besonders tat sich ein Kreuzkorrespondent der Augsburger Postzeitung durch außerordentliche Kraft und Gewandtheit hervor. Die „leichten Gesellen, denen die Velleität einwohnt, ein junges Tirol zu etablieren," wie Giovanelli geringschätzig an Josef v. Görres schrieb, kamen stark ins Gedränge. Streiter, statt offen hervorzutreten, da er doch bald entdeckt war, hetzte in Briefen seine Freunde und Bekannten gegen Beda Weber, dem er blindlings die meisten gegnerischen Artikel zuschrieb, auch dem jungen Pichler suchte er Beda verächtlich zu machen (in einem Brief vom 3. Mai 1845). Allein Pichler ging in seiner Antwort nicht darauf ein und einige Monate später hat er sogar „ein bißchen Sympathie für die Alttiroler" (Pichlers gesammelte Schriften I, 237 u. 329). Streiter, der das Übel angerichtet, mußte von seinen eigenen Freunden harte Worte entgegennehmen, selbst Steub schalt ihn „heißblütig, impetuos und zappelnd." Bei der Abwehr kamen alle mit einander nicht über ein paar ulkige Versuche hinaus; die Innsbrucker erwarteten ein kräftiges Eingreifen von den Bozener und Meraner Freunden, diese von den Innsbruckern, schließlich setzten alle die Hoffnung auf Steub, der unterdes gleichfalls angegriffen worden war. Allein der wollte auch nicht daran und forderte Streiter auf, sich selbst zu wehren, was diesem gar nicht paßte; er erklärte sich für kampfunfähig: „Ich kann höchstens noch in der Linie, im Interesse des Gesamtangriffes dienen, persönlicher Zweikampf würde nach Ihrer eigenen Ansicht weder mir noch der Partei nützen." Am 10. Oktober 1844 rückte Steub endlich einen Abwehrartikel in die Allg. Zeitung ein, in dem er aber Bedas Namen nicht nennt, sondern nur bald mehr bald weniger deutlich auf ihn anspielt, und selbst diesen Artikel wollte er unmittelbar vor dem Erscheinen noch zurückziehen, doch kam seine Absage zu spät; der Schriftleiter tröstete ihn darüber (BW. S. 246). Steub hatte das Ziel verfehlt; denn alsbald erklärte der Korrespondent der Postzeitung, daß er trotz Steubs „etruskischer Weisheit von Beda Weber wesentlich verschieden" sei; auch die Redaktionen der Postzeitung und der Allg. Zeitung erklärten, daß der Angriff auf Beda ein verfehlter und dieser überhaupt nicht Korrespondent der beiden Blätter sei. Friedrich Lentner in Meran schrieb an Steub: „Hier schreit alles, wenns nur einmal aus wäre! . . . Wenn die Innsbrucker jetzt nicht wie ehrliche Leute einmal für Dich reden, so hole sie der Teufel, diese Cicerones pro domo." Allein diese verspürten keine Lust dazu, sondern näherten sich lieber Beda; auch Steub mied bis

1847 das Kampffeld, trotzdem die Gegner neuerdings loslegten und Verstärkung durch die Historisch-politischen Blätter erhielten. Streiter war über diesen Wandel höchst unglücklich, umsomehr als nun auch Briefe Steubs seltener einliefen. Lentner richtete daher (im Jänner 1846) einen Aufmunterungsbrief an Steub: „Du könntest ihn wohl wieder einmal mit einem gesalzenen Brieflein erfreuen. Vergiß nur nicht, im selben den teuren Domingo (= Beda) im Lichte seiner gründlichen Erbärmlichkeit auftreten zu lassen; denn von Tag zu Tag wird Streiter wieder grimmiger gegen ihn, und sein Morgen-, Tisch- und Abendgebet beschränkt sich auf eine Verschimpfung des bewußten Pfaffen. So hat er mir neulich, als das ‚Echo aus den Tiroler Bergen' laut wurde, eine runengeschriebene Litanei de sancto Beda zugeschickt, die wirklich das Trefflichste in diesem Fache leistet. Was nämlich in der Allgemeinen steht und nicht die Zeichen (Steubs, Fallmerayers, Lentners) trägt neben dem tirolischen Datum, hat bei ihm Beda geschrieben, also auch das ‚Echo' [1]). Er wurde ganz wütend über das ‚Bubenstück' gegen Fallmerayer, er zappelte mit Händen und Füßen, und der Brief war ordentlich veilchenblau anzusehen wie des Doktors gutes Gesicht, wenn er sich in Eifer gesprochen hat über das bekannte Thema." Lentner hatte also nicht übel Lust, den Leidenschaftsgequälten in Paiersberg noch zu hänseln. Merkwürdig bleibt daneben, daß sich wenigstens Steub doch wieder durch Streiter bestimmen ließ, verschiedene dieser Artikel Beda zuzuschreiben.

Als 1846 Steubs Drei Sommer erschienen, schwoll die Zahl der feindlichen Artikel noch mehr an, und nun erscheint auch Beda als gelegentlicher Mithelfer der Historisch-politischen Blätter. Steub stand wieder im Vordergrund; man erwartete um so eher von ihm eine Erwiderung. Allein der wollte wieder nicht ins Feuer. Der Schriftleiter der Allg. Zeitung (Dr. Kolb) suchte einen moralischen Druck auf ihn auszuüben: „Werden Sie in Ihrem Schweigen beharren? . . Daß Sie ganz schweigen, ist mir bei persönlichen Ausfällen, wie sie Ihnen zuteil geworden, doch etwas unbegreiflich." Steub antwortete: Er verspüre wenig Lust, sich „in der stillen Idylle seiner Praxis stören zu lassen." Dr. Kolb kommt nun persönlich zu Steub, und dieser sagt endlich zu, zögert dann wieder, bis Kolb unmutig mahnt: „Wer versprochen, aber nicht geschickt hat, waren Sie! Mittlerweile schickt Streiter eine, zwei, drei Antworten. Alle drei liegen bei. Wollen Sie die Redaktion übernehmen oder selbst etwas draus, drüber oder drunter machen?

---

[1]) Den Artikel hatte Vinzenz Gasser, der spätere Bischof von Brixen, an die Allgemeine gesandt (BW. S. 260).

Wollt Ihr, daß die tirolischen Dinge in der Allg. Zeitung in die europäische Diskussion geführt werden, so muß doch offenbar wer da sein, der auf Angriffe wie die in den schwefelgelben Blättern ebenso gut zu antworten weiß, als jene geschrieben sind. Die Redaktion geht das offenbar nichts an. Ich hatte auf Beyrer gerechnet, aber der schweigt, Sie schweigen auch, und Streiter hat offenbar das Zeug nicht dazu. Was soll da geschehen?" Da biß denn Steub in den sauren Apfel und brachte am 13. II. 47 einen Artikel, der nicht besser war als jener von 1844. Auch diesmal wagt er Beda nicht offen zu nennen, sondern nur als Dr. Bacchus wie Streiter als Dr. Theseus zu bezeichnen. Das Ganze war nur Eingeweihten verständlich und hätte eine hiebsichere Entgegnung sehr leicht gemacht. Dazu kam es nicht mehr. Die Regierung griff zur Gewalt, um den jahrelangen Streit zu unterdrücken: sie legte die Hand auf die Redaktionen, auf die Kämpen links und rechts; Lentner wurde erneut aus Tirol ausgewiesen und bittet nun die Leitung der Allg. Zeitung, „keinen Artikel mehr aufzunehmen, in dem er mit tirolischen Dingen zusammengebracht werde." Auch Streiter meldet, daß er jetzt „sehr kleinlaut geworden," und möchte eine Zusammenkunft mit Steub in Innsbruck, „da könnten wir einander trösten."

Wie sich aus einem Überblick über den politisch-literarischen Kampf[1]) ergibt, stammen die wichtigsten Angriffsartikel der Allgemeinen und Postzeitung von verschiedenen Verfassern. Wir vermögen die Kreise derselben zu bestimmen: 1. den der Giovanelli-Bozen (Josef und Ferdinand), 2. den der Görres-München (Vater und Sohn kommen in diesen Jahren mit Freunden öfters nach Tirol), 3. den der Postzeitung-Augsburg (der Redaktion gehörte auch Baron Moy an, welcher eine Giovanelli zur Frau hatte), 4. den des Bürgermeisters Haller-Meran mit Pius Zingerle und Thaler. Die letzten kommen nur für Anfang und Ende des Kampfes in Betracht; im Mittelpunkt stehen die Giovanelli, welche genaue Verbindung mit München und Augsburg hatten. Wir besitzen dafür auch direkte Belege. Im September 1846 schreibt Streiter an Steub: Die Baronin Giovanelli begab sich nach Durchlesung der Drei Sommer „zu Vater Görres und bat ihn, seine Wasserspritze gegen sie zu richten. Er erklärte sich dazu bestens bereit, meinte aber, es sei klüger, keine Batterie aufzuführen und die maskierte Stellung zu behaupten." Die „maskierte Stellung" bezieht sich offenbar auf die vorangegangenen Artikel der Postzeitung.

---

[1]) Die genaueren Nachweise in meinem Buche über Beda Weber S. 218—276. In diesem kurzen Auszug habe ich einzelne Züge ergänzt.

Man würde auf die Mitteilung Streiters, der in diesem Kampfe sich und andere oft genug getäuscht, nicht viel Gewicht legen, wenn sie nicht auch durch den Geschichtschreiber Math. Koch, der mit Beda in nahem persönlichen Verkehr stand, in einem Brief an Schuler Bestätigung erhielte, worin die Anschuldigung Bedas als „gewaltiger Mißgriff" bezeichnet und auf den Münchener Kreis hingewiesen wird (Skr. 415; vgl. auch unten S. 64 f.).

Streiter kehrte seit der letzten Kampfzeit seine Hitze auch gegen Parteifreunde: so überwarf er sich mit Gilm, weil dieser „dem Jesuitenrektor zum Beweise seiner Orthodoxie das (Preis-)Poem auf den Brixner Bischof (Galura) sandte" und als „Pendant" dazu dem Beda „eine wohlbegründete Rechtfertigung, auch respektive Bitte zukommen lassen i. e. zugesandt, ihn ja mit ferneren Beziehungen in der Postzeitung außer Spiel zu lassen ... Wir sind seither außer Verkehr" (BW. 263). Auch mit Lentner kam er übers Kreuz und geriet später in heftige Feindschaft mit Schuler, der sich wie andere von Streiter ab- und allmählich Beda zuwandte, bis beide im Frankfurter Parlament Hand in Hand gingen. Streiters Gemütsverfassung, wie sie sich nachgerade herausgebildet hatte, schildert Lentner (im Nov. 48) an Steub kurz und bündig also: „Von Streiter höre ich, daß er sehr sirig ist, alles henken möchte, auch die Allg. Zeitung einen F... winkel nennt." — Solange Beda lebte, trat ihm Streiter niemals mit offenem Visier gegenüber, erst als er ihn unter der Erde wußte, schrieb er offen gegen ihn. So fiel er auch über den toten Schuler her. Dadurch wurde Pichler zu jener schon oben S. 27 besprochenen scharfen Zurechtweisung aufgereizt. Wie sehr man diese in Innsbrucker Gelehrtenkreisen dem unaufhörlichen Zänker gönnte, beweist kein Geringerer als Jul. Ficker, von dem sein Biograph (Julius Jung, Ficker, 1907, S. 159) meldet: „Ficker hat es jederzeit dem Adolf Pichler hoch angerechnet, daß er, als Streiter das Andenken Schulers nach dessen Tod verunglimpfte, tapfer für Schuler eintrat — zu einer Zeit, wo der liberale Nimbus noch etwas galt." Auch Schuler zählte sich zu den Liberalen, war jedoch ein „Anhänger der historischen Schule: von Dauer erachtete er nur die mit dem Volksleben in Einklang stehenden Institutionen." Streiter hingegen war „Anhänger des abstrakten Liberalismus", überdies „ein schroffer Parteimann und trieb auch allerlei persönliche Antapodosis" (Jung, Ficker, S. 159 u. 151).

Das war jener vormärzliche Literaturkampf von 1843—1847, welcher von literarischer Eitelkeit ausging, dann aber von politischen Strömungen jener Zeit ergriffen und fortgetrieben wurde. Merkwür-

diger Weise züngelte der Brand nach einem Menschenalter unerwartet wieder aus der Asche hervor. Einer von den einstigen Kämpen, Steub, fühlte sich durch Pichlers früher genannte Artikel in Edlingers Literaturblatt (1878) veranlaßt, den Hergang jener „Unruhen“ zu schildern, zuerst in der Montagsrevue 1881, dann erweitert im „Sängerkrieg“ 1882, gewiß dem schwächsten Büchlein, das aus Steubs Feder geflossen ist. Hin und hin merkt man das heiße Bemühen, die einst in diesem Streite gespielte etwas mangelhafte Heldenrolle aufzubessern, das Bildnis seiner Kampffreunde zu verschönen, dagegen das Beda Webers in die schwärzesten Tinten zu tauchen, und zwar handelt es sich ihm nicht nur um die literarische Persönlichkeit, sondern leider auch um den Charakter desselben: er wirft ihm Eitelkeit, Schmähsucht, Intrigue, Verlogenheit, Perfidie u. dgl. vor, nennt ihn einen Judas und kann sich in Spott und Hohn nicht genug tun. Sollen wir solche Schmähungen ruhig hinnehmen, wollen wir schlagende Beweise dafür erhalten. Da fehlt es weit! Steub, von Streiter und der eigenen mangelhaften Erinnerung irregeleitet, bürdet einfach alle mißliebigen Artikel der Allg. Zeitung und der Postzeitung Beda Weber auf; die Folgewidrigkeiten und Widersprüche, die sich in diesen Artikeln, welche verschiedenen Verfassern angehören, unter einander und mit den Schriften sowie mit den Briefen Bedas naturgemäß ergeben, weil sie eben nicht von ihm sind, betrachtet er nicht als Gründe gegen seine Annahme, sondern als Beweis für die Verlogenheit und Charakterlosigkeit dieses Beda. Aber auch die eigenen Briefe und die seiner Freunde hat er lückenhaft benützt und flüchtig ausgezogen, ja es kommt vor, daß gerade die wichtigste Stelle fehlt oder daß er das Entgegengesetzte von dem herausliest, was darin steht. Ich will zwei Proben ausheben. Am 14. März 1844 meldet ihm Beda, Streiter sei amtlich als Verfasser der „Regungen“ ermittelt worden und die Entgegnung darauf sei von der Polizeihofstelle über Tirol in die Allg. Zeitung gewandert. Im „Sängerkrieg“ erklärt Steub diese Mitteilung rundweg als „ein Märlein des ehrwürdigen Beda.“ Vergleicht man den Abdruck Steubs mit der Urschrift, zeigt sich, wie gerade die Stelle fehlt, welche die Anschuldigung widerlegt; denn Beda gibt genau die Quelle seiner Mitteilung an: „So erzählt ein Brief des Pater Albert Jäger.“ Und daß Jäger auch anderen solche Mitteilungen machte, ersieht man aus einem Briefe Schnells: „Der letzte Schmähartikel in der Allgemeinen über Dr. Streiter wurde vorher zur Hofzensurstelle geschickt und diese übermachte ihn der Redaktion in Augsburg . . . Ich verdanke diese Auskunft dem Albert Jäger, der sie aus einem Brief Giovanellis aus Bozen hat, worin dieser die Autor-

schaft ablehnt, aber diese Spur angibt“ (BW. 225). Beda ist also vollständig gerechtfertigt und Steub sitzt in der Tinte. — Die Allgemeine brachte im Februar 1844 eine Abhandlung über tirolische Geschichte und Landeskunde. Darüber schreibt Steub am 19. März an Lentner: „Ich habe allen Anlaß zu glauben, daß der Artikel über tirolische Geschichte und Landeskunde von Dir (so!) ist, wenn auch vielleicht nicht in allen seinen Teilen; denn Du hast kaum Zeit und Geduld genug gehabt, Dich durch Perini, Frapporti u. s. w. durchzulesen.“ Lentner erwidert zehn Tage später: „Glaub Du nur im Frieden daran, ich habe den Artikel verfaßt. Es schadet nichts. Wenn ich auch den Frapporti u. s. w. nicht ganz gefressen habe, so habe ich doch für die Sache und in der Sache mich mehr abstudiert und abgegeben, als Du meinem Fleiße vielleicht zutraust.“ Diese Mitteilung seines Freundes erklärt der alte Steub einfach als Unwahrheit; „denn Lentner hat sich um diese Herren (Perini, Frapporti u. s. w.) nie gekümmert,“ und das behauptet Steub, trotzdem Lentner ausdrücklich hervorhebt, er habe sich „abstudiert“, und trotzdem er noch in einem andern Brief vom 11. April ds. Js. ihm meldet: „Ich las Frapporti“ u. s. w. Bei Steub muß auch diesen Artikel Beda verfaßt (Skr. 178 ff.) und Lentner mit seinem Namen gedeckt haben: so kann er dann dem „Mystiker mit den reinen Händen“ nichts weniger vorwerfen, als daß „er auch seine Umgebung demoralisierte und selbst den unschuldigen Lentner vorübergehend etwas schwindeln ließ.“ Der alte Steub redet sich überdies ein, daß er im März 1844 schon die ganze Schlechtigkeit seines Beda durchschaut habe. Allein seine eigenen Briefe beweisen, daß beide damals in guter Freundschaft zu einander standen.

Von jenen, welchen Steubs „Sängerkrieg“ mißfiel, trat Adolf Pichler in den Vordergrund (gleichfalls in der Montagsrevue). In dem Streit zwischen ihm und Steub verschanzte sich dieser hinter dem Einwand: wenn Beda nicht der Verfasser jener gegnerischen Artikel gewesen wäre, hätte er das nur zu erklären brauchen, als er in den Vierzigerjahren wiederholt als solcher bezeichnet worden war: „Drei kleine Wörtlein, nämlich: ‚Ich wars nicht‘, hätten ihm allerdings glorreiche Revanche gegeben und mich in große Verlegenheit gesetzt.“ An diesem Stein blieb der Streit dann stehen. Pichler mutete sich nicht zu, die Druckwerke von 1843—47, in denen die einstigen Kämpfe sich abgespielt, durchzusehen, die Briefwechsel aufzusuchen, ins Archiv zu gehen, um dort zu erforschen, welche Haltung die Regierung in dieser zu damaliger Zeit ihr wichtigen Angelegenheit eingenommen habe. Diese Aufgabe nahm ich ihm später ab, als ich von der altdeutschen Tiroler Literatur zur neuzeitlichen

überging und zunächst die Literaturverhältnisse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts skizzieren wollte. Mit welcher Anteilnahme er die Entstehung meines Buches über Beda Weber und die tirolische Literatur 1800—1846 begleitete, bezeugen seine Tagebücher (Gesammelte Werke, Bd. III, 113 f.)[1]).

Es gelang mir unschwer nachzuweisen, daß Beda die von Steub verlangte Erklärung in aller Form und mit vollem Namen abgegeben hat und zwar nicht nur einmal, sondern wiederholt, daß sie auch in den Regierungsakten liegt, daß auch die Redaktionen erklären, die Artikel stammen nicht von Beda, daß auch die wirklichen Korrespondenten teilweise versichern, sie seien von Beda wesentlich verschieden: kurz daß alles geschehen sei, was man in einem solchen Fall verständiger Weise verlangen kann. Der alte Steub hatte das alles vergessen wie Pichler, der es in seiner Jugend sicher auch gelesen hatte. Das ist bei der langen Zeit, die zwischen 1843 und 1881 lag, nur allzu begreiflich! Wundern muß man sich darüber, daß Steub es zu wissen vermeinte, daß er auf diesem Wissen sein Buch aufbaute und das mangelhafte Material, welches er außerdem noch heranzog, so übel auslegte.

Beda Weber hat also die „glorreiche Revanche“ in vollem Maße erhalten. Damit steht er aber auch als ein schuldlos Verfolgter vor uns, und all die Schmähungen und Unbilden, die Steub ihm angetan, sind ungerechtfertigt.

Wie stellt sich nun Dreyer zu diesen Dingen? 1912 war er mit Steubs „Sängerkrieg“ nicht recht zufrieden: F. 98 spricht er von Steubs „Animosität gegen den ‚Mystiker von Meran‘, die wie ein schriller Mißton durch den ... Sängerkrieg klingt,“ und meint: sie „darf wenigstens Anspruch auf ‚mildernde Umstände‘ erheben“ (weil Streiter ihn irregeführt). Mildernde Umstände mag man Steub zubilligen, soviel man will, dagegen wenden wir nichts ein; das Entscheidende liegt darin, daß seine Darstellung falsch ist. 1915 druckt Dreyer B. 39 dieselbe Stelle ab; allein den „schrillen Mißton“ hört er nicht mehr, warum, werden wir unten erfahren. — F. 97 führt er Pichlers ironischen Ausspruch, Steub habe „Nesseln auf das Grab des Toten (Beda) gepflanzt,“ ohne Widerrede an; B. 37 dagegen begleitet er ihn mit einem Entrüstungsausbruch: „Pichlers unbedachter (so!) Vorwurf muß entschieden zurückgewiesen werden.“ Auch die Bezeichnung „biographisches Pamphlet“ für den „Sängerkrieg“ ist ihm

---

[1]) Der letzte Absatz auf S. 114 ist dem heutigen Leser nicht mehr verständlich; ich habe ihn daher im Euphorion, Bd. XV (1908), S. 679, erläutert.

zu stark. Pamphlet hat heute die Bedeutung von Schmähschrift: nun ist Steubs Buch voll von Schmähungen und zwar unbegründeten, also wird man es wohl Schmähschrift heißen dürfen? Allein Dreyer sagt: „ganz und gar nicht“ (B. 37), ohne den geringsten Grund dafür anzugeben. Da scheint mir doch Dreyer der „Unbedachte“ zu sein.

Dreyer hat sich wie alle anderen, die sich über mein Buch geäußert (es sind Dutzende), von mir überzeugen lassen, daß Steub den berufenen „Nachtrag“ und „einige bald darauf folgende gehässige Angriffe in der Augsburger Postzeitung mit Unrecht Beda Weber zugeschrieben“ habe, hebt F. 97 und B. 38 übereinstimmend hervor, ich hätte das „einwandfrei nachgewiesen.“ Allein dann muß man auch die notwendigen Folgerungen daraus ziehen. Statt dessen teilt Dreyer an anderen Stellen seiner Biographie solche Artikel — man traut seinen Augen kaum! — neuerdings Beda zu: so B. 23, Anm. 2, den vom 17. VIII. 1843 über den Bregenzer Wald in der Allgemeinen, in welche Beda laut Zeugnisses des ihm nicht günstig gesinnten Leiters überhaupt niemals einen Artikel geschrieben hat; ferner B. 29 einen Hauptkampfartikel der Postzeitung, den Dreyer in folgender Weise zitiert: „So witzelt er (Beda) u. a. ‚Steub, ein Bayer von Geburt, jetzt Reisender in Tirol‘, und in der Augsburger Postzeitung vom 11. August 1844 spricht er von ‚fremden Abenteurern, welche die Kost in Tirol durch günstige Rezensionen abverdienen‘“ [1]). Wer das bei Dreyer liest, muß meinen, der erste Spott gehöre einem andern Artikel an als der zweite; sie stehen aber beide in demselben scharfen Angriff, den Dreyer also wieder Beda zuschreibt; dabei verweist er noch auf mein Buch, wo gerade das Entgegengesetzte nachgewiesen wird, woraus man wohl schließen mag, daß am Ganzen nicht Absicht, sondern wieder ein seltenes Maß von Zerstreutheit und Verworrenheit die Schuld trägt.

Dagegen verfolgt Dreyer einen bestimmten Zweck mit der Herausstreichung des Steub'schen „Sängerkrieges“. Zwischen 1912 und 1915 ist ihm nämlich der Einfall gekommen oder beigebracht worden, dieses Büchlein zur „besten Gabe“ aus Steubs Altersperiode (B. 152) hinaufzuschrauben. Deshalb hört er in B. nicht mehr den „schrillen Mißton“, deshalb die Entrüstung über Pichlers „Nesseln“, deshalb muß es nun auch „lebenswahre Bilder von all (so!) den Persönlichkeiten (so!), die der Stolz und die Hoffnung (so!) ihres Heimatlandes (Tirol) wurden“ (so!) enthalten (B. 47). Über das „all“ und die

[1]) Eine boshafte Anspielung auf die reichliche Gastfreundschaft, welche Steub bei Streiter genoß.

Verworrenheit in diesem Satze reden wir gar nicht, wohl aber über die „lebenswahren Bilder.“ Wie „lebenswahr“ das Bedas gezeichnet ist, haben wir bis zum Überdruß erfahren, und Dreyer sollte schließlich doch selber die Unmöglichkeit einsehen, einerseits die Mißhandlung Bedas durch Steubs „Animosität“ zuzugeben, andererseits den „Sängerkrieg“ retten zu wollen. — Das Bild Streiters hat Steub nach der entgegengesetzten Richtung hin verzeichnet: laut Dreyers eigenen Worten F. 96 „läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Streiters Bild zu sonnig erscheint,“ dabei verweist er in der Anmerkung auf das „überaus herbe Urteil“ über Streiters Charakter in Pichlers Tagebüchern (Gesammelte Werke III, 114). B. 40 aber schreibt derselbe Dreyer schlechtweg: „Im Gegensatz zu Pichler läßt Steub seinem (Streiters) Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren.“ Die Schönfärberei in B. und damit die Mache zum bestimmten Zweck liegt auf der Hand.

Blicken wir auf eine Persönlichkeit, welche nicht unmittelbar in den Sängerkampf verwickelt war, auf Gilm. Auch dieser ist verzeichnet. Steub findet ihn „unelegant“ (wir wissen es sonst anders) und nimmt den ganzen Hermann von der heitern Seite, erzählt, wie er mit ihm bekannt geworden, welchen Spaziergang sie gemacht, wie Gilm deklamiert und die Jesuiten gehaßt habe, spricht über die Unzulänglichkeit der ersten Gilmausgabe u. dgl. Äußerlichkeiten; stellt Gilms Beziehung zu Beda falsch dar und erlustigt sich namentlich an Gilms Liebesverhältnissen, die dem Dichter wie seinen Angebeteten nicht tief gegangen seien, während er sich aus den Gedichten an Josefine, Theodolinde, Sophie und aus verschiedenen Schriften über Gilm, die 1881 bereits erschienen waren, leicht vom Entgegengesetzten hätte überzeugen können. An ein paar Stellen glaubt man, jetzt werde der Kritiker eindringen und von den Stoffarten, dem Stoffumfang, dem Stil, der Sprache, den literarischen Zusammenhängen in Gilms Gedichten handeln. Allein er kommt nicht über kleine Anfänge und bloße Werturteile hinaus; ein Versuch, Gilms literarhistorische Stellung zu bestimmen, wird nicht gemacht. So begreift man leicht, wie A. v. Schullern, Steubs Freund und zugleich ein Gilmkenner, über dieses und über andere Bilder des „Sängerkrieges“ wenig erbaut war und seine Unzufriedenheit sogar dem gegen Ausstellungen so überaus empfindlichen Steub nicht verhehlte. Dreyer selbst druckt F. 112 und B. 136 aus Schullerns Brief folgende Stellen ab: „Ein kühl-ironischer Ton klingt aus der Schilderung der einzelnen Charakterköpfe,“ und Gilm spiele eine „hochkomische Figur“; aber er druckt diese Stelle nicht da ab, wo er von den „lebenswahren Bildern“ fabelt, sondern

in anderem Zusammenhang. Wie würde Schullern erst geurteilt haben, wenn er gewußt hätte, daß Beda an den Artikeln, welche Steub ihm zur Last legte, unschuldig war! — Vieles, was Steub über Persönlichkeiten und andere Dinge im „Sängerkrieg“ beibringt, hatte er schon früher in anderen Werken und nicht selten freundlicher und richtiger mitgeteilt; der „bittere Sarkasmus“ des Alters, von dem Dreyer sonst spricht, den er aber beim „Sängerkrieg“ ganz vergißt, macht sich hier leider viel zu sehr bemerkbar.

Im „Sängerkrieg“ sind auch Briefe abgedruckt: von Gilm, Streiter, Schuler, vereinzelt auch von anderen, weitaus am meisten von Beda. Die Gilms findet man jetzt vollständiger und richtiger in Neckers Ausgabe der Gilmbriefe (vollständig ist allerdings auch diese nicht). Die Briefe Streiters, Schulers, Bedas werden weitere Kreise heute schwerlich anlocken; man liest ihre Dichtungen nicht mehr, geschweige denn ihre Briefe. Der Forscher greift lieber zu den Urschriften im Steubnachlasse des hiesigen Museums Ferdinandeum, zumal die Abdrucke nicht ohne erhebliche Gebrechen sind, wie ich schon BW. 222 ff. nachgewiesen habe. Die Briefe Bedas an Streiter, welche Steub abgedruckt hat, fanden sich weder in seinem Nachlaß noch im Streiterarchiv; bloß diejenigen, welche er übersehen und deren sind glücklicherweise eine beträchtliche Zahl, auch wichtige dabei, erliegen im Archiv zu Paiersberg. Diese verlorenen Bedabriefe bilden also den bleibenden Quellenwert des „Sängerkrieges“; auf gedächtnismäßige Überlieferung lege ich in historischen Dingen bei so weiter zeitlicher Entfernung überhaupt (vgl. Euphorion XV, S. 278) und bei den hier obwaltenden Umständen insbesonders geringen Wert.

Der sachliche Gehalt rechtfertigt demnach keineswegs Dreyers Anpreisung des „Sängerkrieges.“ Den größten Teil davon füllt ohnehin die mißlungene „Porträtierung“ des großen Sündenbockes Beda und die verfehlte Darstellung der Sängerfehde, was der Verfasser selbst dem Leser schon durch den Titel deutlich genug zu erkennen gibt; das andere ist mehr nur zu Auspolsterungszwecken eingeschoben. Da ist es nun merkwürdig, wie Dreyer auf den Einfall kommt, den eigentlichen Gegenstand von Steubs Darstellung, den ganzen Sängerstreit, einfach als „Windmühlenkampf“, als „eine heute bedeutungslose unerquickliche Fehde“ zu erklären (B. 38). Hat Dreyer sich das überlegt? Wenn schon die ganze Fehde bedeutungslos ist, welche Bedeutungslosigkeit muß erst das Werk haben, welches zum größten Teil mit der Darstellung derselben ausgefüllt ist! Die Fehde sei „unerquicklich“, aber das Buch soll erquicklich sein! Um die Fehde soll man sich heute nicht mehr kümmern, aber das Buch darüber soll

man lesen und bewundern, auch wenn die Darstellung derselben überdies schon im Kern verfehlt [1]) ist! Das sind doch starke Zumutungen.

Der Wert des Buches könnte in der Form liegen. Allein es ist auch nach dieser Seite das schwächste von Steubs darstellenden Werken. Die Komposition ist schlapp: es quirlen Stücke von Lebenserzählungen und Reiseschilderungen, Charakterskizzen, Berichte über persönliche und literarische Beziehungen, Briefabdrucke, Zeitungsauszüge u. dgl. durch-

---

[1]) In dem oben S. 26 angezogenen Aufsatz im Grillparzer Jahrbuch, Bd. XXIV (1913): „Zwei Tiroler Dichter (Gilm und Pichler) in Briefen an Ludwig Steub", erklärt Dreyer S. 202 wiederum, Steub habe „mit vollem Unrecht" Beda Weber für den Verfasser der Schmähartikel (in der Postzeitung) gehalten. — Auch an diesem Aufsatz will ich noch zeigen, wie Dreyer arbeitet Er druckt einige Briefe und Briefsplitter von Gilm an Steub und Streiter ab, trotzdem dieselben von M. Necker bereits 1912 in dessen Ausgabe der Gilmbriefe, die er nicht erwähnt, vollständiger veröffentlicht waren. Dabei bringt er es glücklich zuwege, Briefe Gilms, welche dieser an Streiter gerichtet, an Steub schreiben zu lassen, sowie er dann Briefe Pichlers an Steub zu Briefen Steubs an Pichler umwandelt. Ferner datiert er Pichlers Brief an Steub vom 29. Oktober 1849 auf den 29. November. Am 17. August 1848 soll Pichler einen Brief an Steub gerichtet haben, was schon der Inhalt als unmöglich erweist; dieser Brief trägt das Datum 12. 8. 48, doch hat Pichler die Monatsziffer verschrieben (8. statt 9.), wie der deutliche Poststempel des Empfangsortes „München 16. Sep. 1848" außer Zweifel stellt. Der Brief vom 10. März 1869 soll „der letzte uns erhaltene Brief Pichlers" (an Steub) sein. Allein es liegt noch ein halbes Dutzend Briefe von 1870 bis 1877 vor, worin Pichler den freundschaftlichen Ton festhält: sie beweisen also neuerdings, daß der Bruch nicht von Pichler ausgegangen ist und nicht von ihm beabsichtigt war. Höchst beachtenswert ist Pichlers Brief vom 24. März 1870: „Lieber Steub! Amthor in Gera wünscht für seinen ‚Alpenfreund' Deine Photographie, um sie lithographieren zu lassen, und eine kurze Biographie. Nimm Dirs zu Herzen, aber bald!" Wir erblicken hier Pichler tätig für eine Ehrung Steubs — so schaute sein Konkurrenzneid aus! Am 22. August 1877 kündigt er ihm auf einer Postkarte die Sendung von zwei eigenen Aufsätzen (über Gilm und Guarinoni) an. Steub hat ihm schon lange nicht mehr geschrieben, auch für einen früher gesandten Artikel über Seb. Ruf nicht gedankt. „Von altbajuvarischer Bierfaulheit erwarte ich keine Antwort, schreibe mir jedoch auf einer Korrespondenzkarte einfach ‚Ja', dann weiß ich, daß Du alles erhalten hast." Auch dieses „Ja" scheint Steub nicht mehr aufgebracht zu haben. — Das Geschreibe, mit dem Dreyer sein verunstaltetes Rohmaterial umhüllt, ist entweder wertlos oder geradezu unrichtig. So gleich die Behauptung auf der ersten Seite, daß „das Lob des Volkshelden Andreas Hofer ausschließlich von nichttirolischen Dichtern erklang (von Moser [so!], Immermann, Auerbach u. a.)" Vor und neben diesen Dichtern haben Tiroler das Lob gesungen und diese sind außer Schuld, wenn nur ein kleiner Teil davon veröffentlicht wurde, weil die Zensur den Druck des andern verhinderte (BW. S. 26 ff.). Lentner erscheint immer als Sentner, Lebenberg als Sebenberg. Und so geht es in lieblichem Reigen durch die 12 Seiten dieses Dreyer'schen Aufsatzes fort. Glück auf dem Forscher, der aus diesen „Quellen" schöpft!

einander, meist nur durch äußerliche Übergänge verbunden[1]) und von dem weiten Rahmen der drei Reisen in Tirol notdürftig umspannt. Das Ganze überschwemmt eine breite Redseligkeit, welche sich über Wichtiges wie Nebensächliches gleichmäßig ausgießt, Vorder- und Hintergrund verwischt. Dabei zielt der Verfasser immer wieder auf dieselbe Scheibe, auf Beda: S. 16 hebt er mit ihm an und auf der Schlußseite (493) brennt er seine letzten Spottraketen gegen diesen heillosen Pfaffen ab. Das wird dem Leser nachgerade lästig, zumal er bereits am Beginn (S. 21) Lunte riechen muß, wo der alte Steub den Eindruck Bedas bei ihrer ersten Begegnung also schildert: „Eine gewisse hochmütige Derbheit, ein anspruchsvolles und rücksichtsloses Selbstbewußtsein war aber in seinem ganzen Wesen kaum zu verkennen“ — und gleich dahinter die Tagebuchaufzeichnung aus jener Begegnungszeit (1842) abdruckt: „Pater Beda ist ein freundlicher Mann, der mir die Aushängebogen seiner Gedichte zeigte,“ ohne in seiner Befangenheit die Unstimmigkeit zu merken. — Will man den Abfall von Komposition und Stil des „Sängerkrieges“ besonders deutlich merken, muß man daneben „Die Rose der Sewi“ lesen, welche nur ein paar Jahre vorher entstanden ist. Man begreift leicht den Unmut Vintlers, welcher auf diesen „Sängerkrieg“ die derben Verse gemünzt hat:

Fünfhundert Seiten Mittelformat,
Um nach dreißig Jahren zu wissen,
Wie in Bozen ein Pfaff und ein Advokat
Einander mit Dr . . . beschmissen (B. 38).

Dreyer schließt sich F. 98 dem Urteil Pichlers („um mit Pichler zu reden“) über den „etwas langweiligen Sängerkrieg“ an; in B. 37 hingegen schlägt er sich selber auf den Mund, indem er gerade Pichlers Ausspruch bekämpft: Steub „wird doch manchmal zu redselig, nirgends jedoch ‚langweilig‘, wie Adolf Pichler meint.“ Also wieder dieselbe ärgerliche Zweckmache! B. 149 ruft Dreyer Schützenhilfe herbei, indem er einen Brief Schönbachs (vom Juli 1882) abdruckt, in welchem dieser sich für das Freiexemplar bedankt und dem Verfasser möglichst viel Honig um den Mund streicht. Schönbach sieht den „Sängerkrieg“ für „ein sorgfältig gearbeitetes Skizzenbuch“ an. Ja wohl „sorgfältig“! Sein Urteil wiegt schon deswegen gering, weil

[1]) Mitunter fehlen auch diese; man vgl. z. B. S. 143, wo er „beiläufig“ einen Brief Fallmerayers einflickt, welcher mit dem Vorausgehenden und Folgenden keinen Zusammenhang hat.

er alles im Skr. für wahr hält: „Und wie wahr!“ ruft er aus [1]). Dem halte ich das Urteil Erich Schmidts gegenüber, der den Skr. kurzweg als „seniles Machwerk“ bezeichnet und mir es beinahe verübelt hat, daß ich der Widerlegung desselben ein eigenes Kapitel (Beda Weber 218 ff.) gewidmet habe.

Den „Sängerkrieg“ so herauszustreichen, ist schließlich auch eine Unklugheit und ein Unrecht. Dreyer will für Steubs Werke möglichst viel Leser gewinnen. Wer nun seinem Lobpreise folgend, etwa zuerst den „Sängerkrieg“ in die Hand nimmt, dürfte stark an Lust einbüßen, nach anderen Steubschriften zu greifen. Zweckmäßiger wäre es gewesen, dieses Kind des Alters hübsch im Hintergrund zu lassen und dafür die besseren Werke umsomehr in den Vordergrund zu rücken. Das Unrecht aber besteht darin, daß Dreyer das Buch, welches einen andern verfolgt und schwer an der Ehre kränkt, zu schminken und zu verbreiten sucht, statt sich auf die Seite des schuldlos Verfolgten zu stellen und Steubs Verfehlungen, soviel an ihm liegt, gutzumachen, wie es Pichler getan hat und zwar nicht etwa aus Zuneigung für Beda, sondern rein aus Gerechtigkeitsliebe. Aus demselben Grunde bemühe ich mich, in Pichlers Fußtapfen zu treten, obgleich der tote Beda es uns nicht mehr danken kann.

---

[1]) Er findet darin auch einen „Seelenroman“! Etwas später schreibt er an Steub: „Mit Zingerle sen. komme ich hoffentlich . . . zusammen, ich will trachten, ihn von seiner übel angewendeten Sympathie für Beda Weber zu befreien!“ — Ignaz Zingerle kannte Beda von Jugend auf und daher sicher besser als Steub und Schönbach.